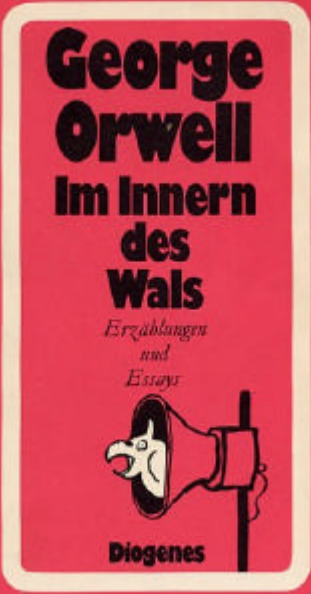


	George Orwell Im Innern des Wals <i>Erzählungen und Essays</i> scanned by AnyBody corrected by Sektionsrat
Dieser Band enthält einen Essay über den literarischen Werdegang Orwells, eine hellsichtige Verteidigung von Henry Millers Wendekreis des Krebses sowie eine Bestandsaufnahme der Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre, Artikel über Rudyard Kipling und Mark Twain, eine empörte Antwort auf H.G. Wells' Zeitungsberichte Anfang 1941, in denen Hitlers militärisches Potential nach der Kapitulation Frankreichs unterschätzt wird, sowie die beiden autobiographischen Erzählungen Einen Mann hängen und Einen Elefanten erschießen.	

ISBN 3 25720213 X

Original: ›The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell‹

Aus dem Englischen von Felix Gasbarra

1975 by Diogenes Verlag AG Zürich

Umschlagzeichnung von Tomi Ungerer

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Warum ich schreibe (<i>Why I Write</i>).....	3
Einen Mann hängen (<i>A Hanging</i>).....	14
Einen Elefanten erschießen (<i>Shooting an Elephant</i>).....	21
Hopfenpflücken (<i>Hop-Picking</i>).....	32
In einem Bergwerk (<i>Aus : The Road to Wigan Pier</i>).....	61
Marrakesch (<i>Marrakech</i>)	76
Im Innern des Wals (<i>Inside the Whale</i>)	85
Mark Twain - Der amtliche Hofnarr (<i>Mark Twain - The Licensed Jester</i>)	138
Rudyard Kipling (<i>Rudyard Kipling</i>)	145
Welk, Hitler und der Weltstaat (<i>Wells, Hitler an the World-State</i>).....	166

Warum ich schreibe

Schon sehr früh, als ich vielleicht fünf oder sechs war, wollte ich Schriftsteller werden, wenn ich einmal groß sein würde. Zwischen siebzehn und vierundzwanzig versuchte ich den Gedanken aufzugeben, tat dies aber im Bewußtsein, daß ich damit gegen meine innerste Natur verstoßen und früher oder später mich doch hinsetzen und Bücher schreiben würde.

Ich war das mittlere von drei Kindern, von meinen beiden Geschwistern trennten mich jeweils fünf Jahre, und meinen Vater bekam ich vor meinem achten Lebensjahr nur selten zu Gesicht. Aus diesen und ändern Gründen war ich recht einsam und entwickelte bald höchst unangenehme Eigentümlichkeiten, die mich während meiner ganzen Schulzeit unbeliebt machten. Ich hatte die Gewohnheit, die man oft bei sich selbst überlassenen Kindern findet, mir Geschichten auszudenken und mich mit imaginären Personen zu unterhalten, und ich glaube, daß meine literarischen Versuche von Anfang an von dem Gefühl begleitet waren, von den andern getrennt und nicht genügend anerkannt zu sein. Ich wußte, daß es mir leicht fiel, mich gewandt auszudrücken, und daß ich die Fähigkeit hatte, mich mit unerfreulichen Tatsachen auseinanderzusetzen, und so schuf ich meine eigene Welt, in der ich mich für die Enttäuschungen im Alltag entschädigen konnte. Dennoch erreichte der Umfang ernsthafter, das heißt ernsthaft angelegter Arbeiten, die ich während meiner Kindheit und frühen Jugend produzierte, noch nicht einmal ein halbes Dutzend Seiten. Mein erstes Gedicht, von meiner Mutter nach Diktat niedergeschrieben, verfaßte ich mit vier oder fünf Jahren. Ich kann mich an keine Zeile mehr erinnern und weiß nur, daß es von einem Tiger handelte und daß der Tiger »Zähne wie Stuhlreihen« hatte, eine recht gelungene Metapher, aber ich glaube, das Ganze war ein Plagiat von Blakes

Tiger, Tiger. Mit elf, bei Ausbruch des Krieges 1914-1918, schrieb ich ein patriotisches Gedicht, das in unserem Lokalblatt erschien, so wie ein zweites, zwei Jahre später, auf den Tod von Kitchener. Als ich schon etwas älter war, verfaßte ich ab und zu schlechte und gewöhnlich nie zu Ende gebrachte »Natur-Lyrik« im georgianischen Stil. Etwa zweimal versuchte ich mich auch an einer Kurzgeschichte, ein sagenhafter Mißerfolg; das war etwa alles an ernsthaften Bemühungen, was ich in der ganzen Zeit zu Papier brachte.

Immerhin habe ich in all diesen Jahren in gewissem Sinne doch eine literarische Tätigkeit ausgeübt. Da waren, um damit anzufangen, die bestellten Gelegenheitsarbeiten, die ich rasch, leicht und ohne große Befriedigung für mich selbst produzierte. Neben den Schularbeiten schrieb ich *vers d'occasion*, halb komische Gedichte, die ich mit einer, wie mir heute scheint, erstaunlichen Schnelligkeit hervorbrachte. Ich schrieb mit vierzehn in etwa einer Woche ein ganzes Theaterstück in Versen, in Anlehnung an Aristophanes, und war an der Herausgabe von Schülerzeitungen beteiligt, die teils gedruckt, teils als Manuskript erschienen. Diese Schülerzeitungen waren das Kläglichste und Komischste, was man sich vorstellen kann, und ich gab mir dabei weniger Mühe, als ich heute an die billigste journalistische Arbeit wenden würde. Aber gleichzeitig mit all dem führte ich fünfzehn Jahre oder länger eine literarische Vorübung ganz anderer Art durch: es war eine Konzeption einer fortlaufenden »Geschichte« über mich selbst, eine Art Tagebuch, das nur in meinem Kopf existierte. Ich glaube übrigens, daß es sich dabei um etwas handelt, was Kindern und Jugendlichen gemeinsam ist. Als ganz kleines Kind stellte ich mir schon vor, ich sei zum Beispiel Robin Hood, und ich sah mich als Helden erregender Abenteuer, aber bald drehte sich meine »Geschichte« nicht mehr ausschließlich in einer, grob gesagt, narzißtischen Weise um mich, sondern schilderte mehr und mehr all das, was ich tat und in meiner Umwelt sah.

Minutenlang gingen mir Sätze wie diese durch den Kopf: »Er stieß die Tür auf und betrat den Raum. Ein gelber Sonnenstrahl drang durch die Musselin-Vorhänge und fiel schräg auf den Tisch, wo eine halboffene Streichholzschachtel neben dem Tintenfaß lag. Die rechte Hand in der Tasche, durchquerte er den Raum bis zum Fenster. Unten auf der Straße haschte eine Schildpatt-Katze nach einem welken Blatt...« etc. etc. Diese Gewohnheit hielt etwa bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr an, also meine ganzen nichtliterarischen Jahre hindurch. Obwohl ich nach den richtigen Ausdrücken suchen mußte und auch suchte, unterzog ich mich der Mühe, alles genau zu schildern, fast gegen meinen Willen, wie unter einer Art von äußerem Zwang. In meiner »Geschichte« muß sich, wie ich annehme, der Stil der verschiedenen Autoren widergespiegelt haben, die ich je nach meinem Alter bewunderte, aber soweit ich mich erinnere, behielt ich meine peinlich genaue Milieuschilderung immer bei.

Mit etwa sechzehn Jahren entdeckte ich plötzlich die Freude am bloßen Wort, das heißt am Wortklang und der Assoziation von Worten. Die Zeilen in *Paradise Lost*:

So hee with difficulty and labour hard Moved on: with difficulty and labour hee

[Mühselig und mit Arbeit hart, bewegte er sich fort: Mühselig und mit Arbeit hart], die mir heute nicht mehr ganz so hinreißend erscheinen, jagten mir einen Schauer nach dem ändern über den Rücken, wobei die Schreibweise von »hee« statt »he« mich noch zusätzlich entzückte. Die Technik, etwas zu beschreiben, war mir hinlänglich vertraut. Es liegt also auf der Hand, welche Art von Büchern ich schreiben wollte, soweit man davon sprechen kann, daß ich zu jener Zeit überhaupt Bücher schreiben wollte. Ich wollte große naturalistische Romane mit einem unglücklichen Ausgang machen, voll minuziöser Beschreibungen und überraschender Vergleiche und ebenso reich an gedrechselten Passagen, in denen Worte

hauptsächlich ihres Klanges wegen verwendet wurden. Tatsächlich kam mein erstes abgeschlossenes Buch *Tage in Burma*, das ich im Alter von dreißig Jahren schrieb, aber schon lange vorher mit mir herumgetragen hatte, dieser Art von Büchern ziemlich nah.

Ich schildere meinen Werdegang deshalb so eingehend, weil ich glaube, daß man die Motive eines Schriftstellers besser versteht, wenn man etwas über die Anfänge seiner Entwicklung weiß. Seine Stoffwahl ist durch die Epoche bestimmt, in der er lebt - zumindest gilt dies für eine so aufgewühlte, revolutionäre Zeit wie die unsere -, bevor er jedoch überhaupt zu schreiben beginnt, wird er bereits eine emotionale Haltung haben, von der er sich nie ganz freimachen wird. Es gehört zweifelsohne zu seinem Beruf, sein Temperament zu disziplinieren und zu vermeiden, in einer Phase der Unreife oder Un-Natur steckenzubleiben. Löst er sich aber völlig von den Einflüssen seiner Freizeit, tötet er damit den Impuls seines Schaffens überhaupt. Abgesehen von der Notwendigkeit, Geld zu verdienen, glaube ich, daß es vier Hauptmotive dafür gibt, daß man schreibt, zumindest Prosa. Sie finden sich graduell verschieden bei jedem Schriftsteller, und verschieden stark je nach der Atmosphäre, in der er lebt. Es sind: 1. Reiner Egoismus. Der Wunsch, überlegen zu erscheinen, jemand zu sein, über den man spricht und den man auch nach seinem Tod nicht vergißt; den Erwachsenen die Nichtachtung heimzuzahlen, die sie einen als Kind haben fühlen lassen etc. etc. Leugnen zu wollen, daß das ein Grund ist, und zwar ein sehr starker, ist einfach lächerlich. Schriftsteller teilen diesen Charakterzug mit Wissenschaftlern, Künstlern, Politikern, Rechtsanwälten, Soldaten, erfolgreichen Geschäftsleuten, kurz, mit der gesamten Obergarnitur der Menschheit. Die große Masse menschlicher Wesen ist nicht so ausgesprochen ichbezogen. Nach dreißig geben sie jeden individuellen Ehrgeiz auf - ja sie verlieren vielfach fast gänzlich das Gefühl für ihre eigene Persönlichkeit -

und leben hauptsächlich für andere oder werden einfach in der Knochenmühle der Alltagsarbeit aufgerieben. Dagegen steht eine Minderheit von begabten, selbstbewußten Menschen, die entschlossen sind, ihr eigenes Leben bis zum Ende zu leben, und zu ihnen gehören die Schriftsteller. Ernstzunehmende Schriftsteller sind meiner Meinung nach im allgemeinen eitler und egozentrischer als Journalisten, dafür weniger an Geld interessiert.

2. Ästhetischer Enthusiasmus. Sinn für die Schönheit der Umwelt oder für Worte und ihre richtige Anordnung. Freude an der Wechselwirkung von Klängen, an der Geschlossenheit guter Prosa oder dem Rhythmus einer guten Erzählung. Der Wunsch, mit ändern ein Erlebnis zu teilen, das man als wertvoll empfindet und nicht in Vergessenheit geraten lassen möchte. Das ästhetische Motiv ist bei vielen Schriftstellern nur in geringem Maße vorhanden, aber selbst ein Pamphletist oder ein Verfasser von Lehrbüchern wird eine Liebe zu bestimmten Wörtern und Ausdrücken haben, die nicht zweckhaft bestimmt ist, oder ein Gefühl für die Typographie, die Breite des Buchrandes etc. etc. Von Kursbüchern abgesehen, ist kein Buch ganz frei von ästhetischen Erwägungen.

3. Sinn für Geschichte. Der Wunsch, die Dinge zu sehen, wie sie sind, den Wahrheitsgehalt von Ereignissen herauszufinden und sie für die Nachwelt aufzuzeichnen.

4. Politisches Engagement wobei ich das Wort »politisch« im weitesten Sinne benutze. Der Wunsch, der Welt eine bestimmte Richtung zu geben, die Anschauungen anderer über ein gesellschaftliches Ideal zu verändern. Jedenfalls ist kein Buch wirklich frei von politischen Elementen. Wenn man behauptet, Kunst sollte nichts mit Politik zu tun haben, so ist das selbst schon eine politische Haltung.

Man muß dabei feststellen, daß diese verschiedenen Beweggründe zwangsläufig miteinander im Streit liegen und sich je nach Person und Zeit ändern. Von Natur aus - Natur als

der Zustand verstanden, den man als Erwachsener erreicht hat - gehöre ich zu den Schriftstellern, bei denen die drei ersten Motive das vierte überwiegen. In friedlichen Zeiten hätte ich vielleicht reich ausgeschmückte oder auch rein beschreibende Bücher verfaßt, ohne mir überhaupt eines politischen Standpunktes bewußt zu werden. So wie die Dinge liegen, sah ich mich fast gezwungen, eine Art Pamphletist zu werden. Zunächst verbrachte ich fünf Jahre in einer Stellung, die nicht zu mir paßte (der Indian Imperial Police in Burma), und anschließend erfuhr ich, was Armut und Mißerfolg bedeutet. Das führte bei mir zu einem wachsenden Haß auf die Autorität und brachte mir zum erstenmal zum Bewußtsein, daß es eine arbeitende Klasse gab. Meine Tätigkeit in Burma hatte mir Einsicht in das Wesen des Imperialismus verschafft; aber meine Erfahrungen reichten nicht zu einer klaren politischen Ausrichtung. Dann kamen Hitler, der Spanische Bürgerkrieg etc. etc. Ende 1935 war ich noch immer unentschlossen. Ich erinnere mich an ein kleines Gedicht, das ich um diese Zeit verfaßte und das mein Dilemma ausdrückte:

A happy vicar I might have been Two hundred years ago, To
preach upon eternal doom, And watch my walnuts grow.

But born, alas, in an evil time, I missed that pleasant haven,
For the hair has grown on my upper lip

And the clergy are all cleanshaven.

And later still the times were good, We were so easy to
please, We rocked our troubled thoughts to sleep On the bosoms
of the trees.

All ignorant we dared to own The joys we now dissemble;

The greenfinch on the apple bough Could make my enemies tremble.

But girls' bellies and apricots Roach in a shaded stream,
Horses, ducks in flight at dawn, All these are a dream.

It is forbidden to dream again; We maim our joys or hide them;
Horses are made of chromium steel And little fat men shall ride them.

I am the worm who never turned, The eunuch without a harem;
Between the priest and the commissar I walk like Eugene Aram;

And the commissar is telling my fortune While the radio plays,
But the priest has promised an Austin Seven For Duggie always pays.

I dreamed I dwelt in marble halls, And woke to find it true; I
wasn't born for an age like this; Was Smith? Was Jones? Were you?

[Vor zweihundert Jahren wäre ich vielleicht ein glücklicher Pfarrer gewesen, hätte über die ewige Verdammnis gepredigt und meine Walnüsse wachsen sehen./ Aber leider in schlechten Zeiten geboren, verfehlte ich diesen schönen Hafen, denn auf meiner Oberlippe sprießen die Haare, während die Geistlichen alle rasiert sind./ Auch später noch waren die Zeiten gut, wir waren so schnell zufrieden, wir wiegten unsre wirren Gedanken an der Brust der Bäume in Schlaf./ Ganz unwissend wagten wir das Glück zu besitzen, das wir uns heute verhehlen; ein Grünspecht auf dem Apfelfast konnte meine Feinde zittern

machen./ Aber Mädchenbäuche, Aprikosen, Plötzen im schattigen Fluß, Pferde, Enten im Flug in der Dämmerung: alle sind sie ein Traum./ Es ist verboten, noch einmal zu träumen; wir verstümmeln oder verstecken unsere Freuden; unsere Pferde sind jetzt aus Chromstahl, und kleine Fettwänste werden sie reiten./ Ich bin der Wurm, der sich niemals gekrümmt hat, der Eunuch ohne Harem; zwischen Priester und Kommissar gehe ich wie Eugene Aram;/ und der Kommissar weissagt mein Geschick, während das Radio spielt, aber der Priester hat einen Austin Sieben versprochen, denn Duggie zahlt immer./ Mir träumte, ich wohne in Marmorhallen, und so war's auch, als ich erwachte; ich bin nicht geschaffen für ein Zeitalter wie dieses; ist es Smith? Ist es Jones? Oder du?]

Der Spanische Bürgerkrieg und andere Ereignisse in den Jahren 1936-37 bewirkten den Umschwung. Ich wußte nun, wo ich stand. Jede Zeile der wesentlichen Arbeiten, die ich seit 1936 geschrieben habe, ist direkt oder indirekt *gegen* den Totalitarismus und *für* den demokratischen Sozialismus, wie ich ihn auffasse. Ich halte es in einer Epoche wie der unsrigen für sinnlos, sich einzubilden, daß man als Schriftsteller politische Probleme umgehen kann. Jeder behandelt sie in der einen oder anderen Form. Die Frage ist nur, auf welcher Seite man steht und wie man sie anpackt. Und je klarer man sich der eigenen politischen Voreingenommenheit bewußt ist, desto größer ist die Chance, politisch zu wirken, ohne seine ästhetische und geistige Integrität zu opfern.

Während der letzten zehn Jahre habe ich mich immer am meisten darauf konzentriert, in künstlerischer Form politisch zu schreiben. Mein Ausgangspunkt ist ein Gefühl von Parteilichkeit, ein Gespür für Ungerechtigkeit. Wenn ich anfangs, ein Buch zu schreiben, sage ich mir nicht: »Jetzt werde ich ein Kunstwerk schaffen.« Ich schreibe es, weil ich eine Lüge entdeckt habe, die ich aufzeigen will, irgend etwas, worauf ich

die Aufmerksamkeit lenken möchte. Meine erste Sorge ist, gehört zu werden. Aber ich könnte weder ein Buch noch einen längeren Artikel für eine Zeitschrift schreiben, wenn es nicht auch ein künstlerisches Erlebnis wäre. Wer sich die Mühe macht, sich mit meinen Arbeiten zu beschäftigen, wird finden, daß sie, selbst wo es sich um reine Propaganda handelt, viel enthalten, was ein Berufspolitiker für überflüssig erklären würde. Ich wäre nicht imstande, und ich habe auch nicht die Absicht, die Weltanschauung aufzugeben, die ich seit meiner Kindheit habe. Solange ich lebe und gesund bin, wird mir gute Prosa immer wichtig sein, werde ich immer das Antlitz der Erde lieben und meine Freude an handfesten Themen und Schnipseln von unnützer Information haben. Es hätte keinen Zweck zu versuchen, diese Seite meines Ichs zu unterdrücken. Es handelt sich darum, meine ureigensten persönlichen Neigungen und Abneigungen mit einer im wesentlichen öffentlichen, auf allgemeine, nicht individuelle Fragen gerichteten Arbeit zu verschmelzen, wie sie unsere Epoche jedem von uns aufzwingt.

Das ist nicht einfach, es wirft Probleme des inneren Aufbaus und der Sprache auf, und auf neue Weise das Problem der Wahrhaftigkeit. Ich möchte als Beispiel für eine der größeren Schwierigkeiten dieser Art mein Buch über den Spanischen Bürgerkrieg, *Mein Katalonien*, heranziehen, ein eindeutig politisches Buch, das ich jedoch mit einer gewissen Distanz und Rücksicht auf die literarische Form verfaßt habe. Ich habe schwer darum gekämpft, die ganze Wahrheit zu sagen, ohne meinen künstlerischen Instinkten Gewalt anzutun. Unter anderem enthält es jedoch ein langes Kapitel, das nur aus Zeitungsmeldungen und dergleichen besteht, in dem ich für die Trotzlisten eintrete, die man beschuldigte, mit Franco unter einer Decke zu stecken. Es ist klar, daß ein derartiges Kapitel, das nach einem oder zwei Jahren keinen Leser mehr interessiert, das Buch kaputtmachen mußte. Ein Kritiker, den ich schätze, erklärte mir sein Mißfallen folgendermaßen: »Warum haben Sie

dieses ganze Zeug in das Buch aufgenommen? Es hätte ein guter Roman werden können, aber Sie haben Journalismus draus gemacht.« Was er sagte, war vollkommen richtig, doch ich hätte nicht anders handeln können. Mir war zufällig bekannt, was nur wenigen Menschen in England nicht verborgen blieb, daß nämlich Unschuldige das Opfer einer falschen Anklage waren. Wenn mich das nicht grenzenlos empört hätte, hätte ich das ganze Buch überhaupt nicht geschrieben.

In der einen oder ändern Form taucht das gleiche Problem wieder auf. Das sprachliche Problem ist komplizierter und würde hier zu weit führen. Ich möchte nur sagen, daß ich in den letzten Jahren versucht habe, weniger bilderreich, dafür präziser zu schreiben. Auf jeden Fall habe ich die Beobachtung gemacht, daß man über jeden Stil, sobald man ihn bis zur Vollkommenheit entwickelt hat, schon wieder hinausgewachsen ist. *Farm der Tiere* war das erste Buch, in dem ich in vollem Bewußtsein dessen, was ich tat, versuchte, das Politische und das Künstlerische zu einem Ganzen zu verschmelzen. Seit sieben Jahren habe ich kein Buch mehr geschrieben, aber ich hoffe, es bald wieder zu tun. Es wird bestimmt ein Mißerfolg, jedes Buch ist ein Mißerfolg. Aber ich bin mir ziemlich klar darüber, was für ein Buch ich schreiben möchte.

Beim Durchlesen der letzten ein oder zwei Seiten fällt mir auf, daß sie den Eindruck hervorrufen könnten, die Gründe meines Schreibens seien ausschließlich gesellschaftlicher Natur. Ich möchte nicht, daß das der letzte Eindruck des Lesers ist. Alle Schriftsteller sind eitel, egozentrisch und faul, und der tiefste Grund ihres Schaffens liegt in geheimnisvollem Dunkel. Ein Buch zu schreiben ist ein grausamer, aufreibender Kampf, wie eine lange schmerzhaftes Krankheit. Man würde es auch niemals tun, wenn man nicht von einem Dämon getrieben würde, der stärker ist als man selbst und einem unverständlich bleibt. Man weiß nur, daß dieser Dämon identisch ist mit dem Instinkt eines Babys, das durch Schreien die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Aber ebenso wahr ist, daß man nichts Lesbares schreiben kann, wenn man nicht fortgesetzt gegen seine eigene Persönlichkeit kämpft. Gute Prosa ist wie eine Fensterscheibe. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, welcher meiner Gründe am stärksten ist, dagegen weiß ich genau, welchem zu folgen sich lohnt. Bei einem Rückblick auf mein Werk stelle ich fest, daß meine Bücher immer dann leblos geworden sind, wenn ihnen eine *politische* Absicht fehlte und ich mich in gedrechselte Passagen, nichtssagende Sentenzen, schmückende Beiworte und ganz allgemein in Geschwafel verlor.

Gangrel No. 4, Sommer 1946

Einen Mann hängen

Es war in Burma an einem trüben Tag in der Regenzeit. Ein mattes Licht, gelb wie Stanniol, fiel schräg über die hohen Mauern in den Gefängnishof. Wir warteten vor den Todeszellen, einer Reihe von Verschlagen, an der Vorderseite mit doppelten Eisengittern abgeschlossen wie kleine Tierkäfige. Sie maßen etwa zehn Fuß im Geviert und enthielten nichts außer einer Pritsche und einem Krug mit Trinkwasser. In einigen hockten braunhäutige stumme Gestalten am Gitter, das weiße Bettuch um ihren Körper geschlungen. Es waren die zum Tode Verurteilten, die in ein oder zwei Wochen gehängt werden sollten.

Einen von ihnen hatte man aus seiner Zelle herausgeführt. Es war ein Hindu, ein kleiner, schwächlicher Mann mit rasiertem Schädel und wäßrig verschwimmenden Augen. Er hatte einen mächtigen, buschigen Schnurrbart, der in grotesker Weise viel zu groß für seine Figur war und eher zu einem Filmkomiker gepaßt hätte. Sechs hochgewachsene indische Wärter bewachten ihn und bereiteten ihn für den Galgen vor. Zwei standen mit Gewehren und aufgepflanztem Bajonett in Bereitschaft, während die ändern ihm Handschellen anlegten. Durch die Handschellen zogen sie eine Kette, die sie an ihre Gürtel anschlossen, dann schnürten sie ihm die Arme eng an den Leib. Sie standen dicht um ihn herum und machten sich die ganze Zeit vorsichtig und besorgt an seinem Körper zu schaffen, als wollten sie sich vergewissern, daß er noch da sei - wie man einen lebenden Fisch festhält, der einem jeden Augenblick entslüpfen und ins Wasser zurückgleiten könnte. Dabei verhielt sich der Gefangene vollkommen ruhig, ohne den geringsten Widerstand, und überließ seine Arme den Stricken, als bemerke er kaum, was vor sich ging - Es schlug acht Uhr. Ein Trompetensignal, dünn und trostlos verloren in der regenschweren Luft, tönte von den fernen Baracken herüber. Bei

diesem Signal hob der Gefängnisdirektor, der abseits von uns ändern stand und nachdenklich mit seinem Stock auf dem Boden herumstocherte, den Kopf. Er war Militärarzt, ein Mann mit einem grauen Zahnbürsten-Schnurrbart und einer rauhen Stimme.

»Um Gottes willen, beeil dich, Francis«, sagte er gereizt. »Der Mann sollte in diesem Augenblick schon tot sein. Bist du noch nicht bereit?«

Francis, der Oberaufseher, ein dicker Drawidiah, der in einer weißen Drillichuniform steckte und eine goldene Brille trug, winkte mit seiner schwarzen Hand.

»Aber ja, Sir, aber ja, Sir!« blubberte er. »Iss alles schon gutt vorbereitet. Der Henker iss schon da. Kann lossgehen.«

»Schön. Dann aber Eilschritt! Das Frühstück kann erst ausgegeben werden, wenn das hier erledigt ist.«

Wir setzten uns in Marsch in Richtung Galgen. Rechts und links neben dem Gefangenen gingen die zwei bewaffneten Wärter, das Gewehr umgehängt; zwei andere hielten ihn an Armen und Schultern gepackt, wie um ihn vorwärts zu stoßen und zugleich zu stützen. Der Rest von uns, Gerichtsbeamte und dergleichen, bildeten den Schluß. Nach etwa zehn Yards geriet der Zug plötzlich ins Stocken, ohne einen Befehl oder eine Warnung. Etwas Schreckliches war geschehen. Ein Hund war, Gott weiß woher, im Hof aufgetaucht und nach ein paar Sätzen mitten unter uns. Dabei stieß er ein lautes Gebell aus, offenbar aus Freude, soviel Menschen auf einmal beisammen zu sehen. Es war ein großer, zottiger Hund, halb Airedale, halb Paria. Ein paar Augenblicke tanzte er, immer bellend, um uns herum, und dann war er, ohne daß es jemand hindern konnte, bei dem Gefangenen, sprang an ihm hoch und versuchte, ihm das Gesicht zu lecken. Wir standen wie versteinert, zu verblüfft, um auch nur den Versuch zu machen, ihn zu ergreifen.

»Wer hat dies verdammte Vieh hier hereingelassen?« fragte

der Direktor erbost. »So fangt ihn doch!«

Einer der Wärter trat aus der Reihe und machte einen plumpen Versuch, aber der Hund tanzte und hüpfte aus seiner Reichweite, für ihn gehörte das alles zum Spiel. Ein junger eurasischer Wärter raffte eine Handvoll Kies auf und warf nach ihm, um ihn zu verscheuchen. Mit einem Seitensprung wich der Hund aus und kam wieder hinter uns her. Sein Bellen hallte von den Gefängnismauern wider. Der Gefangene blickte teilnahmslos vor sich hin, als sei auch dies eine Formalität, die zur Hinrichtung gehöre. Erst nach mehreren Minuten gelang es jemandem, den Hund zu fassen. Wir zogen mein Taschentuch durch sein Halsband und setzten uns wieder in Bewegung, mit dem Hund, der winselte und sich loszumachen versuchte.

Bis zum Galgen waren es noch etwa vierzig Yards. Ich hatte den nackten, braunen Rücken des Gefangenen direkt vor mir. Er ging schwerfällig mit seinen gefesselten Armen, aber dennoch stetig und mit dem federnden Schritt der Inder, die niemals die Knie durchdrücken. Bei jedem Schritt strafften und entspannten sich die Muskeln, die Haarlocke auf seinem Schädel wippte auf und nieder, seine Füße drückten sich in dem feuchten Boden ein. Einmal trat er, obwohl die beiden Wärter ihn fest gepackt hielten, geschmeidig beiseite, um nicht in eine Pfütze zu treten.

Seltsam, aber bis zu diesem Augenblick war mir nicht bewußt geworden, was es bedeutet, einen gesunden, denkenden Menschen zu töten. Als ich den Gefangenen beiseite treten sah, um der Pfütze auszuweichen, erkannte ich das Geheimnis, sah, welch ungeheuerliches Unrecht es ist, einem Leben gewaltsam ein Ende zu setzen, das in voller Blüte ist. Dieser Mann lag nicht im Sterben, er lebte, wie wir, all seine Organe arbeiteten - die Därme verdauten Nahrung, die Haut erneuerte sich, die Nägel wuchsen, das Gewebe bildete sich -, alles arbeitete weiter in feierlicher Torheit. Seine Nägel würden noch wachsen, wenn er schon auf dem Fallbrett stand, wenn er ins Leere fiel und nur noch eine Zehntel-Sekunde zu leben hatte. Seine Augen nahmen

den gelben Kies und die grauen Mauern wahr, sein Hirn war noch imstande, sich zu erinnern, vorauszusehen, achtzugeben selbst auf eine Pfütze. Er und wir waren Menschen, die gemeinsam einen Weg zurücklegten, welche die gleiche Welt erblickten, hörten, fühlten, begriffen, und in zwei Minuten, mit einem plötzlichen Knack, würde einer von uns nicht mehr da sein, ein menschliches Wesen weniger, eine Welt weniger.

Der Galgen stand in einem kleinen, von hohem stachligem Gras überwucherten Hof hinter dem Hauptkomplex der Gefängnisgebäude. Er bestand aus drei Ziegelwänden, wie bei einem Schuppen, und einem Holzpodest. Zwei Pfähle und eine waagerechte eiserne Schiene, von der ein Strick herabhing, bildeten den eigentlichen Galgen. Der Henker, ein weißhaariger Gefangener in weißer Sträflingskleidung, stand bereits neben dem Apparat. Bei unserem Erscheinen grüßte er mit einer devoten Verbeugung. Auf einen Zuruf von Francis packten die beiden Wärter den Verurteilten noch fester, führten ihn, halb schiebend, halb stützend, zum Galgen und halfen ihm umständlich die Leiter hinauf. Nach ihm kletterte der Henker nach oben und legte ihm den Strick um den Hals.

Wir warteten unten in einer Entfernung von etwa fünf Yards. Die Wärter umstanden das Podest in einem unregelmäßigen Kreis. Und dann, als die Schlinge geknüpft war, begann der Gefangene laut seinen Gott anzurufen. Mit hoher, gleichförmiger Stimme wiederholte er in einem fort monoton eine Silbe: »Rem - Rem - Rem - Rem...«, nicht drängend und ängstlich wie ein Gebet oder ein Hilferuf, sondern gleichförmig und regelmäßig wie das Läuten einer Glocke. Der Hund antwortete mit Gewinsel. Der Henker, der noch immer oben auf der Plattform stand, zog einen kleinen Baumwollsack hervor, einem Mehlsack ähnlich, und zog ihn dem Verurteilten über den Kopf. Aber das Rufen hielt an, jetzt etwas durch den Stoff gedämpft: »Rem - Rem - Rem - Rem...«, gleichmäßig, unaufhörlich.

Der Henker kletterte herunter und stand, die Hand am Mechanismus, bereit. Es schien Minuten zu dauern. Das einförmige Rufen des Gefangenen ging ohne Unterbrechung weiter, immer gleichbleibend fest und laut. Der Direktor, das Kinn auf die Brust gesenkt, stocherte mit seinem Stock im Sand. Vielleicht zählte er mit, hatte dem Gefangenen bis zu einer bestimmten Zahl, etwa fünfzig oder hundert, eine Frist gesetzt. Wir alle hatten die Gesichtsfarbe gewechselt. Die Inder sahen grau aus wie abgestandener Kaffee, und die Spitzen von einem oder zwei Bajonetten begannen zu zittern. Wir starrten auf den gefesselten Mann mit der Haube über dem Kopf und lauschten auf seine Rufe, von denen jeder eine weitere Sekunde Leben bedeutete. Wir alle hatten nur den einen Gedanken: Tötet ihn schnell macht rasch - macht diesen entsetzlichen Rufen ein Ende!

Plötzlich erwachte der Direktor aus seiner Erstarrung. Mit einem Ruck hob er den Kopf, schwang den Stock in die Höhe und rief fast zornig: »Chalo!«

Ein klirrendes Geräusch, dann Totenstille. Der Gehängte war verschwunden. Nur der Strick drehte sich um sich selbst. Ich ließ den Hund los. Er lief sofort zur Hinterseite des Galgenbaues, machte aber, kaum dort angelangt, jäh halt, bellte und zog sich dann in die äußerste Ecke des Hofes zurück, wo er in dem hohen Gras stehen blieb und furchtsam zu uns herüberblickte. Wir gingen um den Galgen herum, um den Gehängten zu sehen. Er hing in der Schlinge, die Zehen nach unten gerichtet, leicht schaukelnd und tot wie ein Stein.

Der Direktor hob seinen Stock und stieß damit den nackten Körper an, er pendelte leicht. »Er ist in Ordnung«, sagte der Direktor. Er trat rückwärts unter dem Galgen ins Freie und atmete tief aus. Sein diskreter Blick war mit einemmal verflogen. Er schaute auf die Armbanduhr: »Acht Minuten nach acht. Das war's für heute vormittag. Gott sei's gedankt.«

Die Wärter nahmen die Bajonette von ihren Gewehren und

marschierten ab. Der Hund, der sich beruhigt hatte und wohl spürte, daß er sich schlecht benommen hatte, lief hinter ihnen her. Wir verließen den Galgenhof, kamen wieder an den Zellen der wartenden Verurteilten vorbei und begaben uns zum großen Innenhof des Gefängnisses. Unter Aufsicht von Wärtern, die mit Lahtis bewaffnet waren, wurde bereits das Frühstück an die Gefangenen ausgegeben. Sie hockten in langen Reihen am Boden, jeder mit einem Blechnapf in der Hand. Zwei Wärter mit Eimern machten die Runde und teilten Reis aus. Nach der Hinrichtung kam einem die Szene beinahe häuslich, vergnügt vor. Wir alle empfanden eine ungeheure Erleichterung, jetzt, wo die Sache hinter uns lag. Man hatte geradezu Lust, zu lachen, zu laufen, irgendwelchen Unsinn zu machen, und wirklich fingen alle mit einemmal an, laut durcheinanderzuschwatzen.

Der junge Eurasier, der neben mir ging, machte mit dem Kopf eine Bewegung in die Richtung, aus der wir gekommen waren, und sagte mit einem wissenden Lächeln: »Sir, wußten Sie, daß unser Freund (er meinte den Gehängten) den Fußboden in seiner Zelle vollgepißt hat, als er hörte, daß seine Berufung abgelehnt worden ist? Aus Angst. - Bitte nehmen Sie doch eine von meinen Zigaretten, Sir. Finden Sie mein neues silbernes Zigarettenetui nicht auch schön? Vom Basar - zwei Rupien acht Anas. Klassischer europäischer Stil.«

Einige lachten - worüber schien niemand zu wissen. Francis ging laut schwatzend neben dem Direktor. »Also, Sir, es ist doch alles zur äußersten Befriedigung gutgegangen. Ganz schnell Schluß - schnapp und aus -, ja so. Iss nicht immer so, o nein, ich habe schon erlebt, daß der Doktor unter den Galgen kriechen mußte und den Gefangenen an den Beinen ziehen, um ganz sicher zu sein, daß er tot war. Widerlich, so was!«

»Zappeln noch herum - ja, das ist scheußlich«, sagte der Direktor.

»Ach, Sir, es gibt Schlimmeres - zum Beispiel, wenn sie sich wehren. Ich erinnere mich an einen, der sich an den Gitterstäben

festhielt, als wir kamen, um ihn zu holen. Ob Sie es glauben oder nicht, Sir, aber es waren sechs Wärter nötig, um ihn loszureißen. Drei an jedem Bein. Wir redeten ihm gut zu : >Alter Freund, denk doch an die viele Mühe und die Umstände, die du uns machst<, sagten wir zu ihm. Aber er wollte nicht hören. Ach, es war schrecklich mühsam!«

Ich merkte, daß ich lachte. Alle lachten. Selbst der Direktor grinste nachsichtig. »Es wäre gut«, sagte er ganz jovial, »wenn wir alle hinausgingen zu einem Drink. Ich habe eine Flasche Whisky in meinem Wagen, die könnten wir leermachen.«

Wir verließen das Gefängnis durch das schwere Tor mit dem Doppelgitter und traten auf die Straße. »Einen an den Beinen zu ziehen...«, prustete ein burmesischer Gerichtsbeamter plötzlich los und verfiel in ein lautes Glucksen. Auch wir ändern begannen wieder zu lachen. In diesem Moment schien uns Francis' Anekdote ausgesprochen lustig. Wir nahmen einen Drink zusammen, Eingeborene und Europäer, in aller Freundschaft. Der Tote war hundert Yards weit weg.

Adelfbi, August 1931

Einen Elefanten erschießen

In Moulmein (Nieder-Burma) verfolgte mich fast die gesamte Bevölkerung mit ihrem Haß, etwas, wofür ich nur dies eine Mal im Leben genügend Bedeutung besessen habe. Ich bekleidete damals die Stellung eines Polizeioffiziers in einem der Stadtbezirke, und in seiner ziellosen, engstirnigen Art war dieser Haß gegen die Europäer auf die Dauer schwer erträglich. Den Mut, sich offen aufzulehnen, hatte keiner, aber wenn eine Europäerin allein über den Basar ging, konnte man sicher sein, daß irgend jemand ihr seinen Betelsaft aufs Kleid spuckte. Als Polizeioffizier war ich natürlich ein besonders lohnendes Objekt. Bei jeder Gelegenheit wurde ich angepöbelt, wenn keine Gefahr damit verbunden war. Stellte mir zum Beispiel einer der kleinen, behenden Burmesen auf dem Fußballplatz ein Bein, während der Schiedsrichter (gleichfalls ein Burmese) zufällig gerade in die entgegengesetzte Richtung sah, brach die Menge vor Vergnügen in ein widerlich johlendes Gelächter aus. Dergleichen ereignete sich in einem fort. Am Ende gingen mir die grinsenden gelben Fratzen der Halbwüchsigen und die Schimpfworte, die sie mir aus sicherer Entfernung nachriefen, furchtbar auf die Nerven. Am schlimmsten waren die jungen Buddhistenpriester, von denen es einige Tausend in der Stadt gab, und keiner von ihnen schien etwas anderes zu tun zu haben, als an den Straßenecken zu stehen und hinter jedem Europäer herzufeixen.

Das Ganze war unangenehm und entnervend. Zu jener Zeit war ich mir bereits im klaren darüber, was für eine schmutzige Sache der Imperialismus ist und daß es für mich das Beste wäre, so schnell wie möglich den Dienst zu quittieren und meine Koffer zu packen. Theoretisch - und im geheimen, natürlich stand ich auf Seiten der Burmesen und war in jeder Hinsicht gegen ihre Unterdrücker, die Engländer. Meinen Dienst haßte ich mehr, als ich zu sagen vermag. In einer solchen Stellung

lernt man die häßliche Kehrseite des Empire aus nächster Nähe kennen. Das Elend der Gefangenen, die in stinkenden Käfigen zusammengepfercht hocken, die grauen, ausgemergelten Gesichter der zu langen Freiheitsstrafen Verurteilten, die blutunterlaufenen Hintern derer, die mit Bambusstöcken gezüchtigt worden waren - das alles belastete mich mit einem unerträglichen Gefühl von Mitleid. Ich konnte zu nichts in ein richtiges Verhältnis kommen. Ich war jung, hatte keine gute Erziehung genossen und mußte mit allen meinen Problemen allein fertig werden, gebunden an die Schweigepflicht, die jedem Engländer im Osten auferlegt ist. Ich wußte nicht einmal, daß das britische Imperium bereits in Auflösung begriffen war, und noch weniger, daß es um vieles besser war als die neuen Staatsgebilde, die nach ihm kamen. Das einzige, was ich wußte, war, daß ich hin- und hergerissen wurde zwischen dem Haß auf das Empire, dem ich diente, und dem Haß auf das böartige kleine Gesindel, das sich alle Mühe gab, mir meine Aufgabe unmöglich zu machen. Einerseits erschien mir die Tyrannei der englischen Radschahs als ein nicht abzuschüttelndes Joch, das den unterworfenen Völkern *in saecula saeculorum* auferlegt war, andererseits hätte es für mich nichts Schöneres geben können, als einem Buddhistenpriester ein Bajonett in den Bauch zu rennen. Solche Gefühle sind normale Nebenerscheinungen des Imperialismus. Man braucht nur irgendeinen angloindischen Beamten zu fragen, wenn man außerhalb seines Dienstes unter vier Augen mit ihm reden kann.

Eines Tages ereignete sich ein Vorfall, der im ganzen höchst aufschlußreich für mich war. An sich hatte er keine große Bedeutung, aber er verschaffte mir eine tiefere Einsicht in die wahre Natur des Imperialismus, als ich bisher gehabt hatte - in die wirklichen Motive, nach denen despotische Regierungen handeln. Eines Tages rief mich der Unterinspektor einer Polizeistation am äußeren Ende der Stadt frühmorgens an und sagte, ein Elefant sei im Begriff, den Basar zu verwüsten. Ob ich

nicht hingehen und etwas dagegen unternehmen könnte? Ich wußte zwar nicht, was ich dagegen unternehmen sollte, aber ich wollte sehen, was los war, und so nahm ich mir ein Pony und ritt los. Ich hatte mein Gewehr bei mir, eine alte Winchester 44, die viel zu schwach war, um damit etwas gegen einen Elefanten auszurichten, aber ich dachte, der Knall würde ihn vielleicht einschüchtern. Auf dem Weg zum Basar hielten mich mehrere Burmesen an, um mir zu berichten, was der Elefant trieb. Es war natürlich kein wilder, sondern ein zahmer Elefant, der brünstig geworden war. Er war, wie alle zahmen Elefanten in diesem Zustand, die Nacht vorher an die Kette gelegt worden, hatte sich jedoch losgerissen und war ausgerückt. Sein Mahoud, der einzige, der imstande war, unter diesen Umständen mit ihm fertig zu werden, hatte sich sofort an seine Verfolgung gemacht, aber die falsche Richtung eingeschlagen, und mußte im Augenblick so weit fort sein, daß er vor zwölf Stunden nicht wieder zurückerwartet werden konnte. Der Elefant war bei Tagesanbruch unvermutet wieder in der Stadt aufgetaucht. Die Burmesen hatten keine Waffen und waren gegen das Tier vollkommen machtlos. Es hatte bereits mehrere Bambushütten umgerissen, eine Kuh getötet und verschiedene Obststände überfallen und niedergetrampelt. Dann war er auf den Wagen der städtischen Müllabfuhr losgegangen und hatte ihn, nachdem der Fahrer abgesprungen war und sich aus dem Staub gemacht hatte, umgeworfen und schwer beschädigt.

Der burmesische Unterinspektor und mehrere indische Polizisten warteten auf mich in dem Viertel, in dem der Elefant zuletzt gesehen worden war. Es war ein ärmliches Viertel, ein Labyrinth elender, mit Palmblättern gedeckter Bambushütten, die sich an einem steilen Hang hingen. Ich erinnere mich, daß es ein trüber, erstickend heißer Tag zu Beginn der Regenzeit war. Wir fragten zunächst die Bewohner, wohin sich der Elefant gewandt hätte, bekamen aber wie gewöhnlich keine Auskunft. Im Osten ist das nie anders. Aus der Entfernung erscheint ein

Vorfall immer völlig klar. Je näher man aber dem Schauplatz kommt, desto verworrener werden die Angaben. Die einen behaupteten, der Elefant sei in diese, die ändern, er sei in die entgegengesetzte Richtung gelaufen. Wieder andere erklärten, sie hätten überhaupt nichts von einem Elefanten gehört. Ich war schon beinahe geneigt zu glauben, das Ganze sei ein einziger Schwindel, als wir aus geringer Entfernung schreien hörten. Es war ein lauter, empörter Schrei: »Weg da, Kinder! Wollt ihr wohl sofort da weggehen!«, und eine alte Frau kam hinter einer Hütte zum Vorschein, eine Schar nackter Kinder mit einer Art Besen vor sich her treibend. Schwatzend und schreiend folgten ihr andere Frauen. Offenbar gab es da etwas, das die Kinder nicht sehen sollten. Ich lief um die Hütte und erblickte am Boden die Leiche eines Mannes. Es war ein Inder, ein schwarzer Drawidischer Kuli, fast nackt, und er konnte erst wenige Minuten tot sein. Die Leute erzählten, der Elefant sei plötzlich hinter einer Hütte hervorgebrochen, habe den Mann angefallen, ihn mit dem Rüssel gepackt, zu Boden geschleudert und dann totgetrampelt. Es war Regenzeit, die Erde aufgeweicht, und der Kopf des Mannes hatte eine fußtiefe Spur von einigen Yards Länge hinterlassen. Er lag auf dem Bauch, beide Arme weit ausgebreitet, mit seitlich scharf abgeknicktem Kopf. Das Gesicht war schlammbedeckt, die Augen offen, die Zähne entblößt, grinsend mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Angst. (Nebenbei: niemand soll mir erzählen, daß Tote friedlich aussehen. Die meisten, die ich gesehen habe, sahen teuflisch aus.) Der Elefant hatte ihm mit seinem Riesenfuß die ganze Haut vom Rücken gerissen. Man hätte ein Kaninchen nicht sauberer abziehen können. Als ich den Toten gesehen hatte, schickte ich einen Polizisten zu einem in der Nähe wohnenden Freund mit der Bitte, mir seine Elefantenbüchse zu leihen. Das Pony hatte ich bereits zurückgeschickt, weil ich fürchtete, es könnte wild werden, wenn es den Elefanten witterte, und mich abwerfen.

Kurze Zeit später erschien der Polizist mit der Büchse und fünf Patronen. Von einigen Burmesen hatte ich inzwischen erfahren, daß der Elefant am Fuße des Abhangs in einem Reisfeld war, nur ein paar hundert Yards entfernt. Als ich mich auf den Weg machte, hatten fast die gesamten Bewohner des Viertels ihre Hütten verlassen und folgten mir. Sie hatten die Elefantenbüchse bemerkt und schrien aufgeregt durcheinander, daß ich den Elefanten erschießen wollte. Solange er nur ihre Hütten verwüstet hatte, hatten sie sich nicht weiter um ihn gekümmert. Jetzt, wo er erschossen werden sollte, sah es anders aus. Jetzt war es für sie eine Belustigung, wie es das auch für eine Volksmenge in England gewesen wäre. Außerdem wollten sie das Fleisch haben. Mir war äußerst unbehaglich zumute. Ich hatte gar nicht die Absicht, den Elefanten zu töten - nach dem Gewehr hatte ich nur geschickt, um mich notfalls verteidigen zu können - und es machte mich nervös, daß die Menschenmenge mir folgte. Ich ging den Hügel hinunter, sah wie ein Narr aus und fühlte mich auch so, mit meinem Gewehr über der Schulter und einer ständig wachsenden Armee von Leuten an meinen Fersen. Hinter den letzten Hütten führte eine geschotterte Straße am Fuß des Abhangs entlang. Jenseits der Straße dehnte sich verschlammtes Ackerland, ein noch unbebautes Reisfeld voller Unkraut, etwa tausend Yards im Quadrat, dessen Boden durch die ersten Regenfälle völlig aufgeweicht war. Der Elefant stand achtzig Yards unterhalb der Straße und kehrte uns seine linke Flanke zu. Von der herannahenden Menschenmenge nahm er auch nicht die geringste Notiz. Mit dem Rüssel riß er Grasbüschel aus, schlug sie gegen seine Knie, um sie von Erde zu säubern, und stopfte sie sich ins Maul.

Auf der Straße machte ich halt. Sobald ich den Elefanten erblickt hatte, wußte ich mit absoluter Gewißheit, daß ich ihn nicht zu töten brauchte. Es ist eine ernste Sache, einen Arbeitselefanten zu töten - vergleichbar etwa mit der Zerstörung einer großen, wertvollen Maschine. Wenn es sich irgendwie

vermeiden ließ, verzichtete man besser darauf. Aus der Nähe sah der friedlich grasende Elefant nicht gefährlicher aus als eine Kuh. Ich war überzeugt - und glaube es auch heute noch -, daß sich seine Brunst gelegt hatte. Dann würde er höchstens noch eine Weile umherwandern, ohne Schaden anzurichten, bis sein Mahoud zurückkam und ihn wieder einfing. Ich hatte nicht die geringste Lust, ihn zu erschießen. Ich beschloß, ihn noch eine Weile zu beobachten, um sicher zu sein, daß er kein weiteres Unheil anrichtete, und dann nach Hause zurückzukehren.

Aber in diesem Augenblick fiel mein Blick auf die Menge, die mir gefolgt war. Sie war unheimlich angewachsen, bis auf ungefähr zweitausend Menschen, und nahm noch immer mit jeder Minute zu. So weit man sehen konnte, war die Straße nach beiden Seiten versperrt. Ich blickte auf dieses Meer von gelben Gesichtern über grellbunten Kleidern, alle freudig erregt, glücklich über die willkommene kleine Belustigung. Keiner zweifelte daran, daß ich den Elefanten erschießen würde. Sie sahen mir zu wie einem Zauberkünstler, der im Begriffe ist, einen schwierigen Trick vorzuführen. Sie mochten mich nicht, aber in diesem Augenblick, mit dem magischen Gewehr in der Hand, lohnte es sich, mir zuzusehen. Mit einem Schlage wurde mir klar, daß ich trotz aller Bedenken den Elefanten würde erschießen müssen. Die Menge erwartete es von mir, mir blieb gar keine andere Wahl. Ich fühlte den Willen der Zweitausend, der mich dazu antrieb, förmlich unwiderstehlich. Genau in dieser Minute, als ich mit der Büchse in der Hand dastand, wurde mir zum erstenmal die ganze Brüchigkeit und Hohlheit der Herrschaft des weißen Mannes im Osten bewußt. Hier stand ich, der weiße Mann mit seinem Gewehr, einer Masse unbewaffneter Eingeborener gegenüber, scheinbar der Held des Stückes, in Wirklichkeit eine Marionette, deren Bewegungen vom Willen der Gelbgesichter hinter mir bestimmt wurden. In dieser Minute wurde mir klar, daß der weiße Mann, wenn er zum Tyrannen wird, seine eigene Freiheit zerstört. Er wird zu

einer hohlen, posierenden Puppe, zur konventionellen Figur des »Sahib«. Das Gesetz, nach dem er angetreten ist, zwingt ihn, sein Leben lang Eindruck auf die Eingeborenen zu machen, und in jeder kritischen Lage muß er das tun, was die Eingeborenen von ihm erwarten. Er trägt eine Maske, und sein Gesicht paßt sich ihr an. Ich mußte den Elefanten erschießen, ich hatte mich dazu verpflichtet, als ich nach dem Gewehr schickte. Ein Sahib hat die Pflicht, wie ein Sahib zu handeln. Er muß entschlossen erscheinen, er muß wissen, was er will, und dementsprechend vorgehen. Den ganzen langen Weg machen, ein Gewehr in der Hand und zweitausend Leute an den Fersen, und sich dann drücken, ohne etwas unternommen zu haben - nein, das war unmöglich. Die Menge hätte mich einfach ausgelacht - wo mein Leben und das jedes Weißen im Osten nichts anderes war als ein dauernder Kampf, nicht ausgelacht zu werden.

Aber ich wollte den Elefanten nicht erschießen. Ich sah ihm zu, wie er die Grasbüschel an seinem Knie ausklopfte, auf die bedächtige, großmütterliche Art, die Elefanten eigen ist. Ich wußte, daß es reiner Mord war, ihn abzuschießen. In meinem damaligen Alter machte ich mir kein Gewissen daraus, ein Tier zu töten, aber ich hatte noch nie einen Elefanten erlegt und auch nie den Wunsch gehabt. (Irgendwie kommt es einem ja immer verwerflicher vor, ein *großes* Tier zu töten.) Nebenbei mußte man auch den Eigentümer des Tieres in Betracht ziehen. Lebend war der Elefant wenigstens hundert Pfund wert, tot höchstens so viel wie die Stoßzähne, das heißt, vielleicht fünf Pfund. Aber ich mußte schnell handeln. Ich wandte mich an ein paar Burmesen, die einen erfahrenen Eindruck machten. Sie waren schon am Platz gewesen, als wir ankamen. Ich fragte sie, wie sich der Elefant die ganze Zeit über verhalten habe. Sie meinten übereinstimmend, daß er sich um niemanden kümmern würde, solange man ihn in Ruhe ließe, aber zum Angriff übergehen könne, wenn man ihm zu nahe käme.

Mir war völlig klar, was ich hätte tun müssen - auf ihn

zugehen bis auf, sagen wir, fünfundzwanzig Yards, um zu sehen, was er machen würde. Griff er mich an, mußte ich schießen, nahm er keine Notiz von mir, war es das Beste, ihn sich selbst zu überlassen, bis der Mahoud zurückkommen würde. Gleichzeitig wußte ich, daß ich das nicht tun würde. Ich war ein schlechter Gewehrschütze, und der Boden so schlammig, daß ich bei jedem Schritt einsinken würde. Falls er mich angriff und ich ihn verfehlte, hatte ich soviel Aussicht, lebend davonzukommen, wie eine Kröte unter einer Dampfwalze. Dabei war es nicht einmal so sehr die Sorge um meine eigene Haut, die mich beunruhigte, als die erwartungsvollen gelben Gesichter hinter mir. Sonderbarerweise hatte ich mit der Menge in meinem Rücken weniger Angst, als wenn ich allein gewesen wäre. Ein Weißer darf »Eingeborenen« gegenüber keine Angst haben, und infolgedessen hat er im allgemeinen auch keine. Mein einziger Gedanke war, wenn etwas schiefging, würde ich vor den Augen dieser zweitausend Burmesen von dem Elefanten angegriffen, gepackt, zertreten und in einen grinsenden Leichnam verwandelt, wie jener Inder oben am Hügel. Einige würden, falls es dazu kommen sollte, wahrscheinlich in Lachen ausbrechen. Das durfte nie und nimmer geschehen. Also blieb nur der andere Weg. Ich schob die Patronen in das Magazin und legte mich der Länge nach auf die Straße, um zielsicher schießen zu können.

Mit einem Schlag wurde die Menge totenstill, nur ein tiefes, erleichtertes, befriedigtes Aufseufzen kam aus unzähligen Kehlen, wie im Theater, wenn endlich der Vorhang aufgeht. Sie würden also zum Schluß ihren Spaß bekommen. Die Büchse war eine wundervolle deutsche Waffe mit einem Fadenkreuz im Zielfernrohr. Ich wußte damals noch nicht, daß man sich eine Linie von einem Ohrloch zum ändern denken und darauf halten muß, um einen Elefanten tödlich zu treffen. Da das Tier mir die Flanke zuwandte, hätte ich also genau auf das Ohrloch zielen müssen. Statt dessen zielte ich auf eine Stelle mehrere Inches

weiter vorn, weil ich annahm, daß sich ungefähr dort das Gehirn befinden müsse.

Als ich abzog, hörte ich, wie immer, wenn ein Schuß sitzt, weder den Knall, noch spürte ich den Rückschlag. Dagegen hörte ich den diabolischen Jubelschrei der Menge. Fast in der gleichen Sekunde oder doch so kurz danach, daß man sich kaum vorstellen konnte, daß die Kugel bereits ihr Ziel erreicht hatte, ging eine schreckliche, geradezu unheimliche Veränderung mit dem Elefanten vor. Er fiel nicht, er schwankte nicht einmal, aber die ganzen Konturen seines Leibes hatten sich verändert. Er sah plötzlich verfallen aus, in sich zusammengesunken, uralte, als habe der furchtbare Einschlag der Kugel ihn gelähmt, ohne ihn niederzuwerfen. Nach einer Zeit, die mir unendlich lang vorkam- in Wirklichkeit mögen es nur ein paar Sekunden gewesen sein -, sackte er schlapp in die Knie. Aus dem Maul troff schleimiger Speichel. Eine grenzenlose Schwäche schien ihn befallen zu haben. Man hätte glauben können, er sei tausend Jahre alt. Ich feuerte einen weiteren Schuß auf die gleiche Stelle ab. Auch nach dem zweiten Schuß brach er nicht zusammen, im Gegenteil, er erhob sich mit entsetzlicher Langsamkeit und kam wieder auf die Beine. Aber sie zitterten, und er ließ den Kopf sinken. Ich schoß ein drittes Mal. Diesmal war es das Ende. Man sah, wie der Todeskampf den ganzen Körper schüttelte, der letzte, klägliche Rest von Kraft schwand aus seinen Beinen. Noch im Fallen schien er sich für einen Moment zu erheben: während die Hinterbeine unter ihm nachgaben, bäumte er sich auf wie ein riesiger stürzender Felsblock, der aufschnellt. Sein Rüssel reckte sich wie ein Baum zum Himmel. Zum ersten- und einzigenmal stieß er ein lautes Trompeten aus. Dann fiel er um, mir den Bauch zukehrend, mit einem Aufprall, der den Boden bis zu der Stelle, an der ich lag, beben ließ.

Ich stand auf. Die Burmesen rannten bereits an mir vorbei über das Schlammfeld. Es war offensichtlich, daß sich der Elefant nicht wieder erheben würde, aber er war noch nicht tot.

Er atmete stöhnend, in langen, regelmäßigen Abständen, die eine Flanke seines Riesenleibes hob und senkte sich mühsam und qualvoll. Das Maul stand weit offen, so daß ich tief in die Höhlung seines blaßrosa Schlundes sehen konnte. Ich wartete lange, in der Hoffnung, er würde sterben, aber das regelmäßige Atmen hielt an. Schließlich feuerte ich meine beiden letzten Patronen auf eine Stelle ab, wo ich das Herz vermutete. Ein dicker Blutstrahl, rot wie purpurner Samt, schoß aus der Wunde, aber er war noch immer nicht tot. Sein Leib zuckte nicht einmal unter den Schüssen zusammen, ohne Unterbrechung dauerte das qualvolle Atmen an. Er lag im Sterben, aber es ging sehr langsam, der Todeskampf schien sich in einer ändern Welt, weitab von der unseren, abzuspielen, in der ihm nicht einmal meine Schüsse etwas anhaben konnten. Ich fühlte, daß ich diesem entsetzlichen Stöhnen ein Ende machen mußte. Es war mir furchtbar, das gewaltige Tier hilflos daliegen zu sehen, unfähig, sich zu rühren, und unfähig zu sterben. Ich ließ mir mein kleines Gewehr geben und feuerte Schuß auf Schuß auf sein Herz und in seinen Rachen. Sie schienen ihn nicht zu beeindrucken. Das qualvolle Keuchen ging weiter, regelmäßig wie das Ticken einer Uhr.

Ich hielt es schließlich nicht länger aus und ging. Später hörte ich, daß es noch eine halbe Stunde gedauert hatte, bis der Elefant starb. Noch bevor ich verschwunden war, rückten die Burmesen mit Beilen und Buschmessern an. Bis zum Nachmittag hatten sie, wie man mir erzählte, das Tier bis auf die Knochen ausgeweidet.

Später gab es natürlich endlose Debatten über den Abschluß des Elefanten. Der Eigentümer war außer sich vor Wut, aber er war nur ein Inder und konnte nichts tun. Nach den gesetzlichen Bestimmungen hatte ich richtig gehandelt, denn ein wild gewordener Elefant muß wie ein tollwütiger Hund erschossen werden, wenn der Eigentümer ihn nicht unter Kontrolle hat. Unter den Europäern waren die Meinungen geteilt. Die Älteren

vertraten die Ansicht, ich hätte richtig gehandelt, die Jüngeren sagten, es sei eine verdamnte Schande, einen Arbeitselefanten zu erschießen, nur weil er einen von diesen verdammten Goringhee-Kulis getötet hatte, der nicht soviel wert war wie ein Elefant. Nachträglich war ich ganz froh, daß er den Kuli getötet hatte; das lieferte mir die gesetzliche Rechtfertigung und einen hinreichenden Vorwand dafür, den Elefanten umgebracht zu haben. Ich habe mich oft gewundert, daß keiner den eigentlichen Grund erriet, warum ich es getan hatte - nämlich aus Angst, mich lächerlich zu machen.

New Writing No. 2, Herbst 1936

Hopfenpflücken

25. August 1931

In der Nacht vom 25. verließ ich Chelsea mit etwa 14 s. in der Tasche und suchte das Nachtquartier von Lew Levy an der Westminster Bridge Road auf. Es ist fast noch genauso wie vor drei Jahren, nur kosten heute fast alle Betten 1 s. statt 9 p. (s. = Schilling, p. – Penny) - dank der Einmischung des L.C.C.(London Country Council), auf dessen Anordnung (aus hygienischen Gründen, wie gewöhnlich) die Betten in Nachtquartieren in größerem Abstand voneinander stehen müssen. Es gibt einen ganzen Haufen von Gesetzen dieser Art, die sich auf diese billigen Unterkünfte beziehen(z. B. Dick's Café in Billingsgate. Dick's war einer der wenigen Plätze, wo man eine Tasse Tee für 1 p. bekam. Außerdem gab es da einen Kamin, so daß jeder, der einen Penny hatte, sich frühmorgens stundenlang aufwärmen konnte. Erst in der letzten Woche hat der L.C.C. das Lokal schließen lassen, weil es nicht den hygienischen Anforderungen entsprach. etc.), aber es gibt kein Gesetz, und wird niemals eins geben, das bestimmt, daß die Betten einigermaßen bequem sein müßten. Das einzige Ergebnis des erwähnten Gesetzes besteht darin, daß jedes Bett vom nächsten drei Fuß statt zwei Fuß entfernt steht und 3 p. teurer ist.

26. August

Am nächsten Tag ging ich zum Trafalgar Square und schlug mein Lager an der Nordseite des Denkmals auf, einem der bekanntesten Treffpunkte der Obdachlosen in London. Um diese Jahreszeit bevölkern etwa hundert bis zweihundert von ihnen (etwa 10 % davon Frauen) den Platz, den sie als ihren festen Wohnsitz betrachten. Ihr Essen verschaffen sie sich durch Betteltouren (in Covent Garden um vier Uhr früh, da suchen sie

nach angestoßenem Obst, morgens in verschiedenen Ordensstiften und spät in der Nacht in Restaurants und Abfallkästen etc.

Außerdem gelingt es ihnen immer wieder, von besseren Passanten genug zusammenzubetteln, um sich ihren täglichen Tee zu sichern. Tee gibt es auf dem Square zu jeder Tageszeit. Einer besorgt eine Blechdose, »drum« (Trommel) genannt, ein anderer Zucker und so weiter. Dazu Kondensmilch zu 2'A d. die Büchse. Man bohrt zwei Löcher mit dem Messer in den Deckel, bläst in eins hinein, worauf aus dem andern eine graue klebrige Flüssigkeit quillt. Die Löcher werden mit zerkautem Papier verschlossen, so daß sich die Dose ein paar Tage hält, natürlich staubig und schmutzig. Heißes Wasser besorgt man sich aus Kaffeestuben, oder man macht sich nachts das Wasser an den Feuerstellen der Leute vorn Wachdienst heiß, aber das geht nur heimlich, weil es polizeilich verboten ist. Manche, die ich auf dem Square traf, hatten ohne Unterbrechung sechs Wochen dort gehaust, und es schien ihnen nicht viel ausgemacht zu haben, außer daß sie alle phantastisch dreckig waren. Wie immer bei diesen Ärmsten besteht ein großer Prozentsatz aus Iren. Von Zeit zu Zeit fahren sie nach Hause, ohne im geringsten daran zu denken, ihre Fahrt zu bezahlen, fast immer als blinde Passagiere auf kleinen Frachtern, mit stillschweigendem Einverständnis der Besatzung.

Ich hatte die Absicht gehabt, in der St. Martin's Church zu schlafen, aber wie ich von andern erfuhr, wurde man am Eingang von einer Frau, »die Madonna« genannt, in lästiger Weise ausgefragt. So beschloß ich, die Nacht auf dem Square zu verbringen. Es war nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte, aber so kalt und derart polizeilich überwacht, daß es unmöglich war, ein Auge zu schließen, und außer ein paar ausgekochten alten Landstreichern versuchte es auch keiner. Es stehen genug Stühle für etwa fünfzig Menschen da, die übrigen müssen sich auf den Boden setzen, was natürlich gesetzlich verboten ist. Alle

paar Minuten ertönt der Ruf »Achtung Jungs, Polente«, und ein Polizist macht dann die Runde und rüttelt die Schlafenden wach und zwingt die am Boden Liegenden zum Aufstehen. Sobald er verschwunden ist, legt man sich sofort wieder hin. Das wiederholte sich auch diese Nacht wie eine Art Spiel, von acht Uhr abends bis drei Uhr morgens.

Nach Mitternacht wurde es so kalt, daß ich aufstehen und lange hin und her gehen mußte, um mich warm zu halten. Die Straßen sehen zu der Zeit ziemlich gespenstisch aus. Alles ist still und verlassen und dabei fast taghell infolge der blendenden Straßenbeleuchtung, die allem ein totenähnliches Aussehen gibt, als ob London der Leichnam einer Stadt sei. Etwa um drei Uhr früh gingen wir, ich und ein anderer, zu der kleinen Grünanlage hinter dem Paradeplatz der ›Guard's‹ hinüber und sahen Prostituierte und Männer in dem bitterkalten Frühnebel auf dem feuchten Rasen paarweise liegen. Auf dem Square treiben sich immer ein paar Dirnen herum, nämlich die, die kein Glück gehabt und nicht einmal genug für ein Nachtquartier verdient haben. Eine von ihnen wälzte sich nachts am Boden und weinte bitterlich, weil der Mann weggegangen war, ohne ihr den vereinbarten Preis von einem Sixpence zu zahlen. Gegen Morgen bekommen sie nicht einmal ein Sixpence, sondern nur eine Tasse Tee oder eine Zigarette. Um vier Uhr ergatterte jemand ein großes Bündel Zeitungspapier und Plakate, und sechs oder acht von uns setzten sich auf eine Bank und packten sich in ungeheure Mengen Papier ein, was uns ziemlich warm hielt, bis Stewart's Café in St. Martin's-Lane aufmachte. Bei Stewart's kann man bei einer Tasse Tee von fünf bis neun sitzen bleiben (manchmal teilen sich drei oder vier in eine Tasse), und man darf mit dem Kopf auf dem Tisch bis sieben Uhr schlafen. Dann weckt einen der Besitzer. Man findet da eine sehr gemischte Gesellschaft, Landstreicher, Lastträger von Covent Garden, oder Leute, die frühmorgens arbeiten müssen, Prostituierte, und es kommt unausgesetzt zu Zank und

Streitereien. Diesmal beschimpfte eine alte, sehr häßliche Frau - Ehefrau eines Lastträgers - zwei Prostituierte, weil sie sich ein besseres Frühstück leisten konnten als sie. Jedesmal, wenn ihnen etwas Neues serviert wurde, zeigte sie mit dem Finger drauf und schrie:

»Da geht das Geld drauf für noch einen Fick. *Wir* kriegen keine Kippers (warme Räucherheringe) zum Frühstück, oder stimmt's nicht, Kinder?! Was glaubt ihr, woher das Geld für die Pfannkuchen stammt? Das war der Neger, der sie für einen Zehner gehabt hat. « etc. etc. Aber die beiden Dirnen kümmerten sich nicht weiter um sie.

27. August

Etwa um acht Uhr früh rasierten sich die meisten von uns am Trafalgar Square Brunnen. Ich verbrachte den ganzen Tag mit der Lektüre von *Eugenie Grandet* (von Balzac)-, dem einzigen Buch, das ich mir mitgenommen hatte. Beim Anblick des französischen Buches fielen die üblichen Bemerkungen: »Aha, französisch, ziemlich heiße Sache, wie?« Offenbar können sich die meisten Engländer nicht vorstellen, daß es französische Bücher gibt, die nicht pornographisch sind. Viele Vagabunden scheinen nichts anderes zu lesen als Hefte vom Typ Buffalo Bill. Jeder Landstreicher hat eins bei sich, und wenn sie sich abends in ihrem Quartier treffen, tauschen sie sie untereinander aus, nach Art von Leihbüchereien.

In der Nacht, bevor wir früh nach Kent aufbrachen, entschloß ich mich, in einem Bett zu schlafen, und ging zu einer Unterkunft in der Southwark Bridge Road. Das ist dort eine Art Sevenpence-Schlafstelle, eine der wenigen, die es noch in London gibt, und danach ist sie auch. Die Betten sind fünf Fuß lang, ohne Kissen (man legt sich sein zusammengerolltes Jackett unter den Kopf), und voller Flöhe, neben einigen Wanzen. Die Küche ist ein kleiner, stinkender Kellerraum, in dem ein Mann

an einem Tisch sitzt und Marmeladenschnitten verkauft, die voller Fliegen sind, alles ein paar Schritte von der Aborttür entfernt. Die Ratten sind eine solche Plage, daß sie mehrere Katzen halten müssen, ausschließlich ihretwegen. Die Schläfer waren Dockarbeiter, soviel ich weiß, gar keine üblen Burschen. Ein jüngerer war darunter, blaß und schwindsüchtig aussehend, aber offenbar ein Arbeiter, der für Gedichte schwärmte. Er wiederholte zum Beispiel immer wieder:

A voice so thrilling ne'er was 'card In April from the cuckoo
bird, Briking the silence of the seas Beyond the furthest
'Ebrides.

[Ein so durchdringender Ruf ist noch nie im April vom Kuckuck gehört worden, er bricht das Schweigen des Meeres bis über die fernsten Hebriden hinaus.]

Er trug es mit echtem Gefühl vor. Er wurde kaum ausgelacht.

28. August

Am Nachmittag des nächsten Tages setzten sich vier von uns zu den Hopfenfeldern in Marsch. Der interessanteste von ihnen war ein junger Mann namens Ginger, der in dem Augenblick, wo ich dieses niederschreibe, noch immer mit mir befreundet ist. Es ist ein starker, athletischer Bursche, sechsundzwanzig Jahre alt, beinahe Analphabet und grenzenlos dumm, aber von geradezu tollkühner Verwegenheit. Vermutlich hat er jeden Tag während der letzten Jahre etwas Gesetzwidriges begangen, wenn er nicht im Gefängnis saß. Als Junge hat er drei Jahre im Borstal gesessen, kam heraus, heiratete mit achtzehn auf Grund eines erfolgreichen Einbruchs, und trat bald darauf als Artillerist in die Armee ein. Seine Frau starb, kurze Zeit später erlitt er durch einen Unfall eine Verletzung am linken Auge und wurde als Invalide aus der Armee entlassen. Man bot ihm eine Rente oder

eine einmalige Abfindung an, und natürlich wählte er die Abfindung, um sie innerhalb einer Woche zu verjubeln. Danach wandte er sich wieder dem Einbruch zu, kam sechsmal ins Gefängnis, aber nie für lange, da sie ihn immer nur bei kleineren Einbrüchen erwischten. Ein- oder zweimal gelang ihm ein größeres Ding, was ihm jedesmal über fünfhundert Pfund einbrachte. Zu mir als seinem Partner beim Hopfenpflücken war er vollkommen ehrlich. Aber für gewöhnlich stiehlt er alles, was nicht angebunden ist. Ich bezweifle, ob er auf die Dauer viel Erfolg als Einbrecher haben wird, weil er zu dämlich ist, um das Risiko richtig einzuschätzen. Es ist schade um ihn, denn er könnte auch anständig leben, auf ehrliche Art, wenn er wollte. Er hat eine ausgesprochene Begabung für den Straßenhandel und hat unzählige kleine Kommissionsgeschäfte getätigt, aber wenn er einen guten Tag erwischt, macht er sich gleich mit den Einnahmen davon. Dazu kommt ein unglaubliches Geschick, Gelegenheitsgeschäfte aufzuspüren. Er ist imstande, jeden Metzger zu überreden, ihm ein Pfund gutes Fleisch für 2 p. zu verkaufen, aber im übrigen ist er in bezug auf Geld ein völliger Idiot, der nie auch nur einen halben Penny sparen wird. Er hat eine hübsche Stimme und singt Liedchen, wie »das kleine graue Haus im Westernstil«, und von seiner toten Frau und seiner Mutter spricht er in einem klebrig sentimental Ton. Er ist meiner Meinung nach der typische Schmalspurverbrecher.

Von den beiden ändern war einer ein zwanzigjähriger Bursche namens Young Ginger, der ganz annehmbar zu sein schien. Er war Waise und ohne jede Erziehung aufgewachsen und hatte das letzte Jahr fast ausschließlich auf Trafalgar Square gelebt. Der andere war ein kleiner Jude aus Liverpool, achtzehn Jahre alt. Ich weiß nicht, ob mir jemals ein Mensch begegnet ist, der mich mehr angeekelt hat als dieser Junge. Er war freßgierig wie ein Schwein, durchwühlte unausgesetzt die Mülltonnen und hatte ein Gesicht, das mich an irgendein niedriges aasfressendes Tier erinnerte. Seine Art über Frauen zu sprechen und sein

Gesichtsausdruck dabei waren von so ekelhafter Obszönität, daß mir fast übel wurde. Wir konnten ihn nie dazu bringen, mehr an sich zu waschen als die Nase und ein bißchen drum rum, und er erwähnte beiläufig, daß er mehrere Arten von Läusen an sich hatte. Auch er war Waise und fast seit seiner Kindheit »auf der Walze«.

Ich besaß jetzt etwa sechs Shilling, und bevor wir loszogen, kauften wir eine sogenannte Decke für i s. 6 p. und organisierten mehrere Blechdosen als »drums«. Die einzig zuverlässige Dose für diesen Zweck ist die Zwei-Pfund-Büchse für Schnupftabak, an die man nicht leicht herankommt. Außerdem hatten wir einen kleinen Vorrat von Brot, Margarine und Tee und mehrere Messer und Gabeln und dergleichen, alles zu verschiedenen Zeiten bei Woolworth gestohlen.

Wir nahmen die Twopence-Bahn bis Bromley und warteten dort an einer Schutthalde auf zwei andere, die mit uns kommen sollten, aber nicht erschienen. Es war schon dunkel, als wir das Warten aufgaben, und so konnten wir uns nicht mehr nach einem geeigneten Platz für die Nacht umsehen und mußten uns an der Ecke einer kleinen Parkanlage im hohen nassen Gras niederlassen. Die Kälte war bitter, wir vier teilten uns zwei dünne Decken, und es war nicht ratsam, Feuer zu machen, weil ringsum Häuser standen. Außerdem lagen wir an einem steilen Abhang, so daß man von Zeit zu Zeit Gefahr lief, im Graben zu landen. Ich fand es ziemlich beschämend, daß die ändern, alle jünger als ich, unter diesen Umständen fest und ruhig schliefen, während ich die ganze Nacht wach lag. Um nicht entdeckt zu werden, mußten wir noch vor Tagesanbruch aufbrechen, und erst nach mehreren Stunden gelang es uns, heißes Wasser zu bekommen und zu frühstücken.

29. August

Nachdem wir ein oder zwei Meilen marschiert waren, kamen

wir an einen Obstgarten, in dem die andern sofort Äpfel stahlen. Damit hatte ich bei unserm Abmarsch nicht gerechnet, aber ich sah ein, daß ich entweder mitmachen oder die andern verlassen mußte. So steckte ich mir meinen Anteil ein. Aber ich beteiligte mich am ersten Tag nicht an den Diebstählen, außer daß ich Schmiere stand. Wir schlugen so ungefähr die Richtung nach Sevenoaks ein, und bis Mittag hatten wir soviel Äpfel und Pflaumen gestohlen, daß auf jeden ein Dutzend kam, dazu noch fünfzehn Pfund Kartoffeln. Dazu gingen die andern in jeden Bäckerladen und in jede Teestube, um zu betteln, und wir bekamen auch eine Menge Brotreste und Fleisch. Als wir rasteten und Feuer für unser Essen machten, gesellten sich zwei Landstreicher, Schotten, zu uns, die in einem Obstgarten in der Nähe Äpfel gestohlen hatten und mit denen wir uns lange unterhielten. Ihr Gespräch drehte sich in unappetitlicher Weise um sexuelle Dinge. Landstreicher sind widerlich, sobald sie auf dieses Thema kommen. Ihre Armut verbietet ihnen jeden Verkehr mit Frauen, und ihr Denken ist von obszönen Vorstellungen wie verseucht. Wenn es sich um eine natürliche Geilheit handelt, ist alles okay, aber Menschen, die sich ständig aufgeilen, ohne daß es zu etwas führt, wirken entsetzlich kaputt. Sie erinnern mich immer an Hunde, die zwei sich paarenden Hunden neidisch zusehen. Im Lauf der Unterhaltung erzählte Young Ginger, wie er und andere einen »Puppenjungen« oder »Nancy Boy« auf Trafalgar Square entdeckt hätten und sofort über ihn hergefallen wären und ihm alles abgenommen hätten, was er besaß, 12 s. 6p. Offenbar fanden sie es völlig in Ordnung, den Jungen zu bestehlen, weil er ein »Nancy Boy« war.

Wir waren nur wenig vorwärts gekommen, hauptsächlich, weil Young Ginger und der Jude nicht gewohnt waren zu marschieren und überall haltmachen und nach etwas Eßbarem suchten. Einmal hob der Jude sogar zertretene Kartoffelstücke vom Boden auf und aß sie. Da es schon spät nachmittags war, beschlossen wir, Sevenoaks links liegen zu lassen und statt

dessen nach Ide Hill zu marschieren, wo ein Obdachlosenasyll war, von dem die Schotten sagten, es wäre besser als sein Ruf. Etwa eine Meile davor hielten wir an, um Tee zu machen, und ich erinnere mich, daß ein Herr mit einem Wagen in der Nähe uns in freundlichster Weise half, Holz für unser Feuer zusammenzutragen, und jedem von uns eine Zigarette schenkte. Dann zogen wir weiter zu dem Asyl und pflückten auf dem Weg einen Strauß von blühendem Geißblatt, um ihn dem Vorsteher zu schenken und ihn damit gnädig zu stimmen, damit er uns am nächsten Morgen hinausließ, denn im allgemeinen dürfen Landstreicher am Sonntag das Haus nicht verlassen. Statt dessen erklärte er uns, daß wir bis Dienstagmorgen zu bleiben hätten. Es stellte sich heraus, daß der Vorsteher darauf hielt, jeden einen Tag arbeiten zu lassen und gleichzeitig nichts von Sonntagsarbeit wissen wollte. Auf diese Weise hätten wir den ganzen Sonntag müßig herumgesessen und statt dessen am Montag arbeiten müssen. Young Ginger und der Jude entschlossen sich, bis Dienstag zu bleiben, aber Ginger und ich gingen weiter und übernachteten in einer Anlage, dicht bei der Kirche. Es war tierisch kalt, aber etwas besser als die Nacht vorher, weil wir genug Holz fanden, um Feuer zu machen. Zum Abendessen bettelte Ginger beim Metzger, der uns fast zwei Pfund Wurst schenkte. Samstagabends sind Metzger immer sehr freigiebig.

30. August

Am nächsten Morgen entdeckte uns der Pfarrer auf seinem Gang zum Frühgottesdienst und wies uns fort, wenn auch nicht unfreundlich. Wir marschierten durch Sevenoaks nach Seal. Ein Mann, den wir unterwegs trafen, riet uns, auf der Farm von Mitchell, drei Meilen weiter, nach Arbeit zu fragen. Wir marschierten hin, aber der Farmer erklärte, daß er uns nicht einstellen könne, da er keine Unterkünfte für uns hätte. Die Beauftragten der Regierung schnüffelten überall herum, um zu

sehen, ob auch alle Hopfenpflücker eine »ordentliche Unterkunft« hätten. (Diesen Beauftragten, die von der Labour-Regierung eingesetzt worden sind, gelang es übrigens, jedes Jahr ein paar hundert Arbeitslosen die Arbeit in den Hopfenfeldern unmöglich zu machen. Da sie über keine »ordentlichen Unterkünfte« für die Pflücker verfügten, mußten die Farmer mit den Ortsansässigen auskommen.) Wir stahlen bei Mitchell etwa ein Pfund Himbeeren und sprachen dann bei einem ändern Farmer namens Kronk vor, von dem wir die gleiche Antwort bekamen. Bei ihm stahlen wir so ungefähr fünf bis zehn Pfund Kartoffeln. Im Begriff, nach Maidstone zu wandern, trafen wir eine alte Irin, die bei Mitchell Arbeit gefunden hatte, weil er glaubte, sie hätte eine Unterkunft in Seal, was nicht zutraf. (In Wirklichkeit schlief sie irgendwo in einem Werkzeugschuppen in einem Garten. Sie stahl sich gewöhnlich nach Einbruch der Dunkelheit hinein und vor Tagesanbruch wieder hinaus.) In einem Landhaus bekamen wir etwas heißes Wasser, und die Irin trank Tee mit uns und gab uns eine Menge von ihren Vorräten ab, die sie sich so zusammengebettelt hatte. Wir waren höchst erfreut darüber, denn wir hatten nur noch 2', d. und nicht mehr viel zu essen. Inzwischen hatte es zu regnen begonnen. Wir gingen daher zu einem Bauernhaus neben der Kirche und baten um die Erlaubnis, uns in einem der überdachten Viehstände unterzustellen. Der Farmer und seine Familie wollten sich gerade zum Abendgottesdienst begeben und schlugen unsere Bitte entrüstet ab. So stellten wir uns in die überdachte Eingangspforte vor der Kirche, in der Hoffnung, daß wir bei unserm armseligen und müden Aussehen vielleicht ein paar Kupferpennies von den vorbeikommenden Kirchgängern bekommen würden. Wir bekamen nichts. Aber nach dem Gottesdienst gelang es Ginger, vom Geistlichen ein paar guterhaltene Flanellhosen zu erbetteln. Es war ungemütlich beim Friedhofstor. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, aber Ginger und ich sind noch zwölf Meilen marschiert, und ich

erinnere mich, daß wir die ganze Zeit vergnügt waren und lachten. Die Irin (sie war sechzig und hatte ihr ganzes Leben offenbar auf der Landstraße verbracht) erwies sich als ungewöhnlich heiteres altes Mädchen, das voller Geschichten steckte. Als das Gespräch darauf kam, wo man überall nächtigen könnte, erzählte sie, daß sie in einer bitterkalten Nacht in einen Schweinestall gekrochen und bei einer alten Sau geschlafen und sich gewärmt habe.

Als es dunkel wurde, regnete es immer noch. Wir beschlossen, nach einem leerstehenden Haus zu suchen, um dort zu schlafen, gingen aber erst in einen Laden, um ein halbes Pfund Zucker und zwei Kerzen zu kaufen. Während ich einkaufte, stahl Ginger drei Äpfel und die Irin ein Päckchen Zigaretten. Das hatten sie schon vorher ausgemacht, mir aber absichtlich nichts gesagt, um meine Ahnungslosigkeit als Deckung zu benutzen. Dann suchten wir lange Zeit, bis wir einen halbfertigen Neubau fanden, in den wir durch ein Fenster krochen, das versehentlich offengeblieben war. Der nackte Fußboden war verdammt hart, aber es war wärmer als draußen, und es gelang mir, tatsächlich zwei oder drei Stunden zu schlafen.

1. September

Wir verließen das Haus vor Morgengrauen und trafen die Irin, mit der wir uns verabredet hatten, in einem Gehölz in der Nähe. Es regnete, aber Ginger gelingt es immer, ein Feuer in Gang zu bringen, so daß wir Tee kochen und ein paar Kartoffeln rösten konnten. Bei Tagesanbruch ging die Irin zur Arbeit, und Ginger und ich marschierten zu der ein oder zwei Meilen entfernten Farm von Chambers, um nach Arbeit zu fragen. Dort hatte man gerade eine Katze gehängt, etwas, wovon ich noch nie etwas gehört hatte. Der Verwalter sagte, er glaube, daß er uns Arbeit geben könne und daß wir warten sollten. Wir warteten von acht Uhr früh bis ein Uhr mittags, dann kam er wieder und erklärte,

er hätte doch keine Arbeit für uns. Wir gingen also wieder, nicht ohne eine große Menge Äpfel und Pflaumen gestohlen zu haben, und marschierten die Landstraße nach Maidstone weiter. Etwa um drei Uhr unterbrachen wir unsern Marsch, um das Essen zu machen und aus den Himbeeren, die wir am Tag zuvor gestohlen hatten, Marmelade zu kochen. Ich erinnere mich, daß man sich in zwei Häusern weigerte, mir kaltes Wasser zu geben, weil »die gnädige Frau« verboten habe, »Landstreichern etwas zu geben«. Ginger sah, daß ein Herr in einem Wagen in der Nähe gerade frühstückte, ging hinüber und bat ihn um Streichhölzer. Er sagte, es lohne sich immer, Leute beim Frühstück anzusprechen, weil sie meistens etwas Eßbares übriglassen, bevor sie weiterfahren. Tatsächlich kam der Herr mit etwas Butter zu uns, die er nicht verbraucht hatte, und knüpfte ein Gespräch an. Er war so freundlich, daß ich vergaß, meinen Cockney-Akzent aufzulegen, worauf er mich schärfer musterte und dann bemerkte, daß es für einen Mann wie mich doch sehr schwer sein müßte etc. etc.

»Hoffentlich empfinden Sie es nicht als Beleidigung... würden Sie das von mir annehmen?«

»Das« war ein Shilling, für den wir später Tabak kauften und so zum erstenmal an jenem Tag etwas zu rauchen hatten. Sonst hat uns in der ganzen Zeit nie jemand Geld geschenkt.

Wir gingen in Richtung Maidstone weiter, aber nach ein paar Meilen begann es in Strömen zu regnen, dazu drückte mich mein linker Schuh entsetzlich. Ich hatte drei Tage die Schuhe nicht von den Füßen gekriegt, die letzten fünf Nächte nur etwa acht Stunden geschlafen, und ich fühlte, daß ich nicht imstande sein würde, noch eine Nacht im Freien zu verbringen.

Wir beschlossen daher, zu dem etwa acht Meilen entfernten Asyl von West Mailing zu wandern und, wenn möglich, einen Teil des Weges per Anhalter. Ich glaube, wir versuchten es bei etwa vierzig Wagen, bevor uns einer mitnahm. Die Lkw-Fahrer nehmen heute kaum noch einen mit, da die Versicherung bei

einem Unfall für Anhalter nichts zahlt und die Fahrer selbst entlassen werden. Der Fahrer, der uns mitgenommen hatte, setzte uns etwa zwei Meilen vor dem Asyl ab, wo wir um acht Uhr abends ankamen. Draußen begegneten wir einem alten tauben Landstreicher, der in den strömenden Regen hinauswanderte, da er bereits die letzte Nacht in dem Heim geschlafen hatte und eine Woche hätte drinbleiben müssen, wenn er jetzt wieder zurückging. Er erzählte uns, daß es in der Farm von Biest, in der Nähe, wahrscheinlich Arbeit gäbe und daß man uns frühmorgens aus dem Asyl entlassen würde, wenn wir sagten, wir hätten bereits Arbeit gefunden. Sonst müßten wir den ganzen Tag bleiben oder »über die Mauer«, das heißt, heimlich verschwinden, wenn der Vorsteher gerade nicht hinsah. Landstreicher tun das oft, aber dann müssen sie ihre Sachen draußen versteckt haben, was wir bei dem Regen nicht konnten.

Wir gingen hinein, und ich fand, daß (wenn West Mailing typisch ist) Asyle erheblich besser geworden sind, seit ich zum letztenmal in einem war (Nein. Wenn sich etwas geändert hat, dann zum schlechteren). Der Waschraum war sauber und ordentlich, wir bekamen tatsächlich jeder ein reines Handtuch. Das Essen bestand allerdings aus dem üblichen alten Brot und Margarine, und der Vorsteher wurde ärgerlich, als wir ihn ganz harmlos fragten, ob das Getränk vor uns Tee oder Kakao sei². Die Betten hatten Strohmatt ratzen und mehrere Betttücher, und wir schliefen wie erschlagen sofort ein.

Am Morgen wurde uns erklärt, daß wir bis elf Uhr arbeiten müßten, und zwar einen der Schlafsäle schrubbten. Wie üblich war das reine Formsache. (Ich habe nie auch nur einen Finger in einem Asyl gerührt und auch nie jemanden getroffen, der es getan hätte.) Der Schlafsaal war ein Raum mit fünfzig Betten, eins dicht neben dem ändern, mit dem warmen Abortgeruch, den man in einem solchen Haus nicht los wird. Ein Schwachsinniger war da, ein Hüne von über 200 Pfund, mit winzigem Spitzmausgesicht, das immerzu lachte. Seine Arbeit bestand

darin, die Nachttöpfe auszuleeren, und er verrichtete das sehr langsam. Diese Häuser scheinen alle gleich zu sein. Sie haben etwas Ekelhaftes an sich. Bei dem Gedanken an all die grauen Gesichter alternder Männer, die ihren stillen, beschaulichen Lebensabend in dieser Klosettatmosphäre verbringen und fast immer homosexuell tätig sind, wird mir übel. Es ist schwer erklärbar, was ich meine, weil alles mit dem Geruch in diesen Asylen zusammenhängt.

Um elf Uhr morgens konnten wir heraus, mit dem üblichen Kanten Brot und Käse, und wir wanderten zu der Farm von Biest, die etwa drei Meilen entfernt lag, bei der wir aber erst um ein Uhr ankamen, weil wir unterwegs Pause machten und eine Menge Pflaumen pflückten. Trotzdem hatten wir Glück, der Vorarbeiter sagte uns, er benötige Pflücker und schickte uns sofort zu einem der Felder. Wir hatten jetzt nur noch etwa 3 p., noch am gleichen Abend schrieb ich nach Hause, sie sollten mir 10 s. schicken, die zwei Tage später eintrafen. Bis dahin hätten wir praktisch nichts zu essen gehabt, wenn uns die ändern Pflücker nicht etwas abgegeben hätten.

2. bis 19. September

Hopfen werden in Reihen, ein bis zwei Yard voneinander entfernt, an zehn Fuß hohen Stangen oder an Drähten gezogen. Alles, was der Pflücker zu tun hat, ist die Hopfenreben herunterzubiegen und sie in einen Korb zu streifen, möglichst ohne Blätter. In der Praxis ist das natürlich unmöglich, und erfahrene Pflücker vergrößern im Gegenteil die Menge der abgeernteten Hopfen, indem sie soviel Blätter dazwischenmischen, wie es sich der Farmer gefallen läßt. Man bekommt den Dreh sehr schnell heraus, und die einzigen Unannehmlichkeiten sind das lange Stehen (wir waren jeden Tag durchschnittlich zehn Stunden auf den Beinen), die Pflanzenläuse und die Verfärbung der Hände; diese werden durch den Hopfensaft schwarz wie Negerhände und nur durch

Schlamm wieder sauber (oder, sonderbarerweise, durch Hopfensaft).

Nach ein oder zwei Tagen springen die Hände auf, die Haut ist von den rauen Reben zerschnitten. In der Frühe, ehe sich die Risse in der Haut wieder geöffnet haben, leidet man Höllenqualen, und ich habe selbst jetzt, da ich dieses hier auf der Maschine schreibe (10. Oktober), noch immer die Spuren der Arbeit. Die meisten Hopfenpflücker sind seit ihrer Kindheit jedes Jahr dabei, und das Pflücken geht ihnen blitzschnell von der Hand. Sie kennen jeden Kniff, wie zum Beispiel die Reben zu schütteln, damit sie locker über dem Korb liegen etc. etc. Am besten arbeiten Familien, die aus zwei oder drei Erwachsenen bestehen, die die Reben abstreifen, und mehreren Kindern, die dann die herabgefallenen Hopfen aufsammeln und die leeren Stengel beseitigen. Die gesetzlichen Vorschriften über Kinderarbeit werden überhaupt nicht beachtet, im Gegenteil, viele treiben ihre Kinder rücksichtslos an. Eine Frau, die neben uns arbeitete, eine vom alten Schlag aus East End, behandelte ihre Enkel geradezu wie Sklaven. »Los, Rose, du faules, kleines Aas, beeil dich beim Sammeln, ich hau dir den Arsch voll, wenn ich rüberkomme!« etc. etc. Die sechs- bis zehnjährigen Kinder waren oft so erschöpft, daß sie umfielen und einschliefen. Trotzdem taten sie die Arbeit gern, und ich glaube nicht, daß sie ihnen mehr schadete als die Schule.

Der Bezahlung liegt folgendes System zugrunde: zwei- oder dreimal täglich werden die Hopfen abgemessen, und man bekommt eine bestimmte Summe (in unserm Fall 2p.) für jeden Scheffel, den man gepflückt hat. Eine gute Rebe gibt etwa einen halben Scheffel her, und ein guter Pflücker kann eine Rebe in etwa zehn Minuten abstreifen, so daß einer rein rechnerisch 30 s. in einer Sechzig-Stunden-Woche verdient. In der Praxis dagegen ist das völlig unmöglich. Zunächst sind die Hopfen ganz verschieden. Auf manchen Reben sind sie so groß wie kleine Birnen und auf ändern kaum größer als Erbsen, und die

schlechten sind sehr viel zeitraubender als die guten, schon weil sie sich enger umeinander winden. Manchmal liefern erst fünf oder sechs genug, um einen Scheffel voll zu machen. Dazu kommen alle möglichen Unterbrechungen, wobei die Pflücker für die verlorene Zeit natürlich nicht entschädigt werden. Oft regnet es (wenn es stark regnet, werden die Hopfen so schlüpfzig, daß man sie nicht abstreifen kann). Wenn man von einem Feld auf das andere überwechselt, gehen jeden Tag ein bis zwei Stunden verloren. An erster Stelle steht jedoch das Abmessen. Hopfen sind weich wie Schwämme, und wer sie abmißt, kann, wenn er will, einen Scheffel leicht auf ein Viertel zusammendrücken. An manchen Tagen schüttet er sie nur um, aber ein andermal, auf Anordnung des Aufsehers, »nimmt er es genau« und quetscht sie so zusammen, daß statt der zwanzig Scheffel in einem vollen Korb nur zwölf bis vierzehn herauskommen, das heißt, etwa 1 s. weniger. Darüber gab es sogar einen Song, den die Alte aus East End und ihre Enkelkinder immer zu singen pflegten:

Our lousy hops!

Our lousy hops!

When the measurer he comes round, Pick'em up, pick'em up
off the ground!

When he comes to measure

He never knows where to stop;

Ay, ay get in the bin

And take the fucking lot!

[Unsere lausigen Hopfen! Unsere lausigen Hopfen! Wenn der Mann mit dem Maß kommt, heb sie auf, heb sie auf, vom Boden! Wenn er mit dem Maß kommt, kann er nie genug bekommen; he, he, tu sie in den Kasten und nimm deinen

Scheißanteil!]

Aus dem Behälter werden die Hopfen in zehn Scheffelsäcke umgefüllt, die hundert Pfund fassen und normalerweise von einem Mann fortgetragen werden sollen, gewöhnlich gehören jedoch zwei dazu, um einen so vollen Sack zu heben, besonders wenn der Aufseher sie sehr voll gestopft hat.

Bei all diesen Schwierigkeiten kommt man nicht einmal annähernd auf 30 s. pro Woche. Sonderbarerweise sind sich nur wenige Pflücker darüber klar, wie wenig sie verdienen, weil das Stücklohn-System die niedrige Bezahlung verschleiert. Die tüchtigsten Pflücker in unserer Gruppe waren eine Zigeunerfamilie von fünf Erwachsenen und einem Kind, die selbstverständlich, seit sie laufen konnte, jedes Jahr in den Hopfenfeldern gearbeitet hatten. In etwas weniger als drei Wochen hatten sie zusammen genau zehn Pfund verdient, das heißt ohne das Kind jeder etwa 14 s. in der Woche. Ginger und ich hatten etwa 9 s. die Woche verdient, und ich bezweifle, ob ein einzelner Pflücker über 15 s. hinauskommt. Eine Familie, die sich in die Hände arbeitet, kann unter diesen Bedingungen gerade ihren Unterhalt und die Rückfahrt nach London bezahlen, während es für einen einzelnen Pflücker nicht einmal dazu langt. Auf manchen Farmen in der Umgebung rechnete man nicht, wie bei uns, sechs sondern erst acht oder neun Scheffel pro Shilling, so daß man schon sehr hart arbeiten mußte, um in der Woche 10 s. zu verdienen.

Bei Arbeitsbeginn erhält man ein gedrucktes Blatt mit Bedingungen, die aus einem Pflücker mehr oder weniger einen Sklaven machen. Der Farmer kann einen Pflücker fristlos und aus jedem Anlaß entlassen und braucht ihn nur auf der Basis von acht statt sechs Scheffel pro Shilling auszuzahlen, mit ändern Worten, er kann ihm praktisch ein Viertel vom Verdienst abziehen. Wenn ein Pflücker die Arbeit niederlegt, bevor die Ernte zu Ende ist, wird der gleiche Betrag seines Verdienstes

vom Farmer einbehalten. Man kann sich also nicht voll auszahlen lassen und dann abhauen, weil die Farm einem niemals mehr als zwei Drittel des Verdienstes im voraus zahlt und einem auf diese Weise bis zum letzten Tag immer etwas schuldet. Die Arbeiter, die an den Körben arbeiten, bekommen feste Löhne, statt nach dem Stücklohn-System bezahlt zu werden, wobei die Lohnzahlung aufhört, falls ein Streik ausbricht. Natürlich setzen sie deshalb Himmel und Hölle in Bewegung, um das zu verhüten. Kurz gesagt, die Hopfenpflücker sind den Farmern ausgeliefert, solange es keine Pflückergewerkschaft gibt. Allerdings ist der Versuch ziemlich zwecklos, eine Gewerkschaft zu gründen, weil etwa die Hälfte der Pflücker aus Frauen und Zigeunern besteht, die viel zu dumm sind, um den Nutzen einzusehen.

Was die Unterkünfte betraf, so waren ironischerweise leerstehende Viehställe am besten. Die meisten von uns schliefen in runden Blechschuppen von etwa zehn Fuß Durchmesser, deren Fenster unverglast waren und mit ihren unzähligen Löchern Regen und Wind durchließen. Die Einrichtung bestand aus einem Haufen Stroh und Hopfenreben, sonst nichts. In unserer Hütte waren wir zu viert, aber in ändern hausten sieben oder acht, was andererseits den Vorteil hatte, daß es dort wärmer war. Stroh eignet sich nicht, um darauf zu schlafen (es ist sehr viel durchlässiger als Heu), und Ginger und ich hatten jeder nur eine Decke, so daß wir die erste Woche furchtbar unter der Kälte litten. Später stahlen wir uns soviel Säcke zusammen, daß wir es einigermaßen warm hatten. Von der Farm bekamen wir Holz für unser Feuer umsonst, aber nie genug; Wasser mußten wir uns von einer zweihundert Yard entfernten Leitung holen, und die Latrine war ebenso weit. Sie war jedoch so verdreckt, daß man lieber eine Meile gelaufen wäre, statt sie zu benutzen. Es gab einen Fluß, in dem man Wäsche waschen konnte, aber zu einem richtigen Bad im Dorf zu kommen wäre ebenso schwierig gewesen, wie einen

gezähmten Walfisch zu kaufen.

Hopfenpflücker lassen sich anscheinend in drei Kategorien teilen: die Leute aus East End (hauptsächlich Hausierer), Zigeuner und umherziehende Landarbeiter, denen sich ein paar Landstreicher zugesellen. Daß Ginger und ich Landstreicher waren, verschaffte uns viel Sympathie, besonders bei den etwas Bessergestellten. Unter anderem war da ein Paar, ein Wanderhändler mit seiner Frau, die wie Vater und Mutter zu uns waren. Sie waren von der Sorte, die sich regelmäßig sonnabends betrinkt und kein Hauptwort benutzt, ohne es mit »fucking« zu untermalen, aber ich habe nie Menschen getroffen, die freundschaftlicher und feinfühlicher waren. Immer und immer wieder gaben sie uns von ihrem Essen ab. So kam zum Beispiel eins ihrer Kinder mit einer halbgefüllten Bratpfanne zu uns und sagte: »Eric, Mutter wollte das gerade wegwerfen, aber dann sagte sie, es wäre doch schade drum, und ob ihr es nicht vielleicht haben wollt?« Natürlich hatten sie keinen Augenblick daran gedacht, die Reste wegzuwerfen, sie sagten es bloß, um jeden Anschein von Mildtätigkeit zu vermeiden. Einmal schenkten sie uns einen ganzen, schon abgekochten Schweinskopf. Sie hatten selber mehrere Jahre auf der Landstraße gelebt, daher ihr Mitgefühl. »Ich weiß, was das heißt, nachts in dem scheißnassen Gras zu liegen und frühmorgens den Milchmann anzubetteln, damit man sich eine Tasse Tee machen kann. Zwei von meinen Jungs habe ich auf der Landstraße gekriegt« etc. etc. Ein anderer Arbeiter, der sich sehr anständig zu uns benahm, war in einer Papierfabrik angestellt. Vorher war er dort Kammerjäger gewesen, und er erzählte, daß Schmutz und Ungeziefer jede Vorstellung überstiegen hätten. Es hätte so viel Ratten gegeben, daß man sich zum Beispiel nicht unbewaffnet in die Küche getraut hätte und immer einen Revolver bei sich haben mußte.

Nachdem ich ein paar Tage mit all diesen Leuten zusammengelebt hatte, wurde mir mein Cockney-Akzent lästig,

und sofort bemerkten sie, daß ich anders sprach als sie. Wie gewöhnlich wurden sie daraufhin noch freundlicher, denn in diesen Schichten gilt es als ein besonders trauriges Schicksal, »heruntergekommen zu sein«.

Von zweihundert Pflückern in der Farm von Biest waren fünfzig oder sechzig Zigeuner. Sie wirkten seltsamerweise wie orientalische Bauern, dieselben schweren Gesichter, gleichzeitig stumpf und schlau, von blitzschneller Auffassung in allem, was sie selbst betrifft, sonst von erstaunlicher Unwissenheit. Die meisten können nicht ein Wort lesen, und kein Kind scheint je eine Schule besucht zu haben. Ein etwa vierzigjähriger Zigeuner stellte mir Fragen wie: »Wie weit liegt Paris von Frankreich?« oder »Wieviel Tage braucht ein Wohnwagen nach Paris?« etc. etc. Ein zwanzigjähriger Bursche gab mir etwa ein dutzendmal am Tag folgendes Rätsel auf: »Soll ich dir mal was sagen, was du nicht kannst?« - »Was denn?« - »Eine Mücke mit einem Telegraphenmast am Arsch kitzeln.« (Darauf folgte unweigerlich ein allgemeines brüllendes Gelächter.) Zigeuner sind offenbar ziemlich wohlhabend, sie besitzen Wagen, Pferde etc., sind das ganze Jahr unterwegs, verdingen sich als Landarbeiter und sparen ihr Geld. Sie sagten immer, daß unsere Art zu leben (in Häusern wohnen etc.) ihnen widerwärtig erschiene und wie schlau sie es angestellt hätten, sich im Krieg um den Militärdienst zu drücken. Wenn man mit ihnen sprach, hatte man das Gefühl, mit Menschen aus einem andern Jahrhundert zu reden. Einen Zigeuner hörte ich sagen, »wenn ich wüßte, wo der und der steckt, würde ich hinreiten, bis mein Pferd keine Hufe mehr hätte, um ihn zu fangen« - ein Bild, das nicht ins zwanzigste Jahrhundert paßt. Einmal unterhielten sich ein paar Zigeuner über einen berühmten Pferdedieb namens George Bigland, wobei einer zu seiner Verteidigung sagte: »Ich halte George nicht für so schlecht, wie ihr ihn macht. Ich weiß, daß er reichen ›Gorgias‹ Pferde gestohlen hat, aber er würde nie soweit gehen, uns eins zu stehlen.«

Die Zigeuner nennen uns »Gorgias« und sich selber »Romanis«, aber ihr Spitzname ist »Didecais« (ich weiß nicht genau, wie es geschrieben wird). Sie können alle Romany und benutzen gelegentlich das eine oder andere Wort, wenn sie von Dritten nicht verstanden werden wollen. Noch etwas Überraschendes stellte ich in bezug auf die Zigeuner fest - ich weiß nicht, ob es überall so ist -, daß die Mitglieder ein und derselben Familie einander völlig unähnlich sind. Es ist fast wie eine Bestätigung der Geschichten, daß Zigeuner Kinder stehlen, wahrscheinlicher ist jedoch die Unbestimmtheit der Vaterschaft...

Einer in unserem Schuppen war der alte taube Landstreicher, den wir vor dem Asyl von West Mailing getroffen hatten - allgemein »Deafy« (»Taubie«) genannt. Wenn man sich mit ihm unterhielt, war er wie eine »Mr. F's Tante«, und er sah aus wie eine Zeichnung von George Belcher. Dabei war er intelligent und hätte sich bestimmt nicht auf der Landstraße herumgetrieben, wenn er nicht taub gewesen wäre. Für schwere Arbeit war er nicht kräftig genug, die letzten Jahre hatte er auch nicht gearbeitet, außer gelegentlich, wie beim Hopfenpflücken. Nach seiner Schätzung hatte er sich in über vierhundert Asylen aufgehalten. Ein anderer namens Barrett und einer aus unserer Gruppe namens George waren typische Wanderarbeiter. Die ganzen letzten Jahre hatten sie regelmäßig Saisonarbeit getan, zu Anfang des Frühjahrs beim Lammen, dann beim Ernten von Erbsen und von verschiedenen Obstsorten, danach Erdbeeren, Kartoffelbuddeln, Rüben und Zuckerrüben. Sie waren selten länger als ein oder zwei Wochen arbeitslos, aber schon das genügte, um sich keine Verdienstmöglichkeit entgehen zu lassen. Beide hatten keinen Penny, als sie in der Farm von Biest ankamen, und ich habe Barrett bestimmt einen ganzen Tag arbeiten sehen, ohne auch nur einen Bissen zu essen. Alles, was bei ihrer Schufterei herausgekommen war, bestand in dem, was

sie auf dem Leib trugen, daß sie auf Stroh schliefen und von Brot, Käse und Speck lebten und es sich vermutlich ein- oder zweimal im Jahr leisteten, sich gründlich zu betrinken. George war ein finsterer Bursche, der sich selber klein machte und noch stolz darauf war, wie unterernährt und überarbeitet er war, und nichts anderes kannte, als von einer Arbeit zur anderen zu wandern. Seine Einstellung war: »Schöne Ideen sind nicht für Leute wie uns da.« (Er war Analphabet und schien Lesen und Schreiben für eine Art von Ausschweifung zu halten.) Mir war diese Ansicht nicht neu, in Paris war ich ihr oft genug bei Tellerwäschern begegnet. Barrett, der 63 war, schimpfte dauernd, daß die Qualität der Lebensmittel im Vergleich zu früher, als er noch Kind war, miserabel sei. »Früher haben wir nicht so Scheißbrot essen müssen, es gab anständiges Fressen, Ochsenherzen, Speckklöße, Blutwurst, Schweinsohren.« Der pappige sehnsüchtige Ton, in dem er »Schweinsohren« aussprach, verriet, wieviele Jahre er schon nichts Ordentliches mehr gegessen hatte.

Neben den regulären Pflückern gab es noch die sogenannten »Homedwellers«, d. h. diejenigen, die im Ort wohnten und ganz unregelmäßig zur Arbeit erschienen, so mehr aus Vergnügen mithalfen. Meistens waren es Bauersfrauen, und in der Regel konnten sie und die Pflücker einander nie ausstehen. Immerhin war eine von ihnen eine sehr nette Frau, die Ginger ein Paar Schuhe und mir eine tadellose Jacke und Weste und zwei Hemden schenkte. Fast alle Ortsbewohner sahen auf uns wie auf den letzten Dreck herunter, und die Ladeninhaber behandelten uns wenig nett, obwohl die Pflücker mehrere hundert Pfund im Dorf ausgegeben haben müssen.

Beim Hopfenpflücken verlief ein Tag so ziemlich wie der andere. Am Morgen, etwa Viertel vor sechs, kroch man aus dem Stroh, zog sich Jacke und Stiefel an (alles andere behielt man nachts an) und machte draußen Feuer (keine leichte Arbeit in diesem September, wo es immer regnete). Um halb sieben war

der Tee und das getoastete Brot fertig, und wir frühstückten.

Dann gingen wir an die Arbeit, mit Brot und Speck und einer Kanne kaltem Tee für unser Mittagsbrot. Wenn es nicht regnete, arbeiteten wir hintereinander bis etwa ein Uhr, machten Feuer zwischen den Reben, wärmten den Tee und ruhten uns eine halbe Stunde aus. Danach arbeiteten wir weiter bis halb sechs, gingen zu unserer Hütte zurück, reinigten die Hände vom Hopfensaft und tranken Tee. Um diese Zeit war es bereits dunkel, und wir sanken vor Müdigkeit um. Trotzdem sind wir an manchen Abenden noch ausgegangen, um Äpfel zu stehlen. In der Nähe war ein großer Obstgarten, den drei oder vier von uns systematisch plünderten. Sie nahmen einen Sack mit und kamen jedesmal mit etwa fünfzig Pfund Äpfeln und mehreren Pfund Nüssen zurück. Sonntags wuschen wir unsere Hemden und Socken im Fluß und verbrachten den übrigen Tag mit Schlafen. Soweit ich mich erinnere, habe ich mich die ganze Zeit, die wir dort waren, nie ganz ausgezogen, nie die Zähne geputzt, und mich nur zweimal die Woche rasiert. Bei der vielen Arbeit und der umständlichen Kocherei (wozu das fortwährende Wasserholen gehörte, der Kampf mit dem feuchten Brennholz, das Braten im Blechdeckel etc.) hatte man keinen Augenblick Zeit. Während meines ganzen Aufenthalts auf den Hopfenfeldern habe ich nur ein Buch gelesen, und das war ein Buffalo-Bill-Heft. Wenn ich unsere Ausgaben zusammenrechne, stelle ich fest, daß Ginger und ich nicht mehr als 10 s. pro Woche ausgaben, kein Wunder, daß wir nie genug Tabak hatten und immer hungrig waren, trotz der Äpfel und allem, was die ändern uns schenkten. Ich glaube, wir mußten die letzten Pennys zusammenkratzen, um zu sehen, ob wir noch eine halbe Unze Tabak oder für 2 p. Speck kaufen konnten. Wir führten kein schlechtes Leben, aber da wir den ganzen Tag standen, nachts unbequem schliefen und meine Hände bis aufs Blut zerkratzt waren, war ich am Ende der Zeit ein Wrack. Es war beschämend für mich, zu sehen, daß die meisten Arbeiter das Ganze fast als

Erholung ansahen, einige sahen darin einen Zeitvertreib, was auch erklärt, warum die Pflücker sich mit so niedrigen Löhnen zufriedengeben. Man kann die Lebensumstände der Landwirtschaftsarbeiter daran abschätzen, daß nach ihren Erfahrungen Hopfenpflücken kaum als Arbeit zählt.

Eines Nachts klopfte ein junger Mann an unsere Tür und sagte, er sei zum Pflücken eingestellt und angewiesen worden, in unserer Hütte zu schlafen. Wir ließen ihn herein und teilten am Morgen unser Frühstück mit ihm, worauf er auf Nimmerwiedersehen verschwand. Es stellte sich heraus, daß er kein Pflücker war, sondern ein Landstreicher und einen für sie typischen Trick benutzte, um nachts nicht im Freien schlafen zu müssen. Ein andermal erschien abends eine Frau, die nach Hause zurückfahren wollte, und bat mich, ihr beim Fortschaffen ihres Gepäcks zum Bahnhof von Wateringbury zu helfen. Da sie die Arbeit vorzeitig aufgegeben hatte, hatte man ihr nur einen Shilling pro acht Scheffel ausgezahlt, und ihr ganzer Verdienst reichte nur für die Rückfahrt mit ihrer Familie aus. Ich mußte einen Kinderwagen mit einem ausgeleierten Rad und riesigen Bündeln beladen über eine halbe Meile durch die Dunkelheit schieben, von einer Horde schreiender Kinder gefolgt. Als wir zum Bahnhof kamen, lief der letzte Zug ein, und beim Überqueren der Gleise stieß ich den Kinderwagen um. Ich werde nie den Augenblick vergessen der Zug rollte langsam auf uns zu, und ein Träger und ich jagten hinter einem blechernen Nachtopf her, der die Schienen entlangrollte.

Verschiedentlich versuchte Ginger mich abends zu überreden, mit ihm zusammen in eine Kirche einzubrechen. Er hätte es bestimmt allein getan, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihm einzutrichern, daß der Verdacht unweigerlich auf ihn als Kriminellen fallen würde. Er war schon mehrmals in Kirchen eingebrochen und sagte, das lohne sich wegen des Inhalts des Opferstocks im allgemeinen, was mich überraschte.

Ein- oder zweimal machten wir uns sonnenabends einen netten

Abend, saßen bis Mitternacht um ein großes Feuer und brieten Äpfel. An einem Abend kam heraus, daß von den fünfzehn, die um das Feuer saßen, jeder außer mir schon einmal im Gefängnis gesessen hatte. Im Dorf kam es jeden Sonnabend zu Krawallen, weil diejenigen, die Geld hatten, sich sinnlos betranken und nur mit Hilfe der Polizei aus dem Pub gebracht werden konnten. Zweifellos hielten uns die Dorfbewohner für ganz gemeines Pack, aber meiner Meinung nach tat diesem verschlafenen Nest der alljährlich Einfall einer Horde von »Cockneys« ganz gut.

19. September

Am letzten Morgen, als wir das letzte Feld fertig hatten, begann ein sonderbarer Ulk, bei dem die Frauen eingefangen und in die Körbe gesetzt werden. Sehr wahrscheinlich findet man darüber etwas in dem *Golden Bough* (James Frazer, *Der goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker*, ersch. 1890-1936). Offensichtlich handelt es sich um einen der alten Bräuche, wie sie mit jeder Ernte verbunden sind.

Diejenigen, die kaum lesen und schreiben konnten, kamen mit ihren Arbeitsheften zu mir und anderen »Studierten«, um sich bei der Abrechnung helfen zu lassen, manche bezahlten sogar 1 p. oder 2 p. dafür. Ich stellte fest, daß die Rechnungsführer der Farm sich beim Zusammenzählen öfter geirrt hatten, und zwar regelmäßig zugunsten der Farm. Natürlich bekamen die Pflücker den ihnen zustehenden Betrag, wenn sie sich beschwerten. Andernfalls gab es nur das, was der Rechnungsführer zusammengezählt hatte. Außerdem war ein kleiner gemeiner Trick üblich: jeder, der sich über die Abrechnung beschwerte, mußte warten, bis alle anderen Pflücker ausgezahlt waren. Das bedeutete, daß er bis zum Nachmittag bleiben mußte. Viele, die an die Abfahrtszeiten von Bussen gebunden waren, mußten nach Hause fahren und auf das Geld verzichten, das ihnen zustand. (Im allgemeinen handelte es sich nur um ein paar Pennys. Bei einer Frau machte der Fehlbetrag allerdings über ein Pfund aus.)

Ginger und ich packten unsere Sachen und marschierten nach Wateringbury, um den Hopfenpflücker-Zug zu bekommen.

Unterwegs kauften wir Tabak, und sozusagen als Abschiedsgruß an Kent betrog Ginger das Mädchen im Laden auf eine sehr gerissene Art um 4 p. Als wir im Bahnhof von Wateringbury ankamen, warteten schon etwa fünfzig Hopfenpflücker auf den Zug. Der erste, dem wir begegneten, war unser alter »Deafy«, der im Gras hinter einem Zeitungsblatt saß. Er lüftete das Blatt seitlich, und da sahen wir, daß seine Hose offenstand und er den vorüberkommenden Frauen und Kindern seinen Penis zeigte. Ich war sprachlos, wirklich, ein so netter alter Mann, aber es gibt kaum einen Vagabunden, der nicht irgendwie sexuell anormal ist. Der Hopfenpflücker-Zug war 9 p. billiger als der übliche, dafür brauchte er auch fast fünf Stunden bis London - dreißig Meilen. Um zehn Uhr abends verließ der Strom der Hopfenpflücker den Zug auf dem London-Bridge-Bahnhof, viele waren betrunken, und alle hatten große Büschel Hopfenreben im Arm, die sie auf der Straße anboten und die von Passanten gern gekauft wurden, warum weiß ich nicht.

»Deafy«, der im gleichen Waggon wie wir gesessen hatte, lud uns in einem nahe gelegenen Lokal zu einem Bier ein, mein erstes seit drei Wochen. Dann verschwand er in Richtung Hammersmith. Ich bin überzeugt, daß er bis zur ersten Obsternte im nächsten Jahr auf der Walze sein wird.

Beim Nachrechnen unseres Pflückanteils stellten Ginger und ich fest, daß jeder bei einer Arbeit von achtzehn Tagen 26 s. verdient hatte. 8 s. hatten wir als Vorschuß genommen und 6 s. mit dem Verkauf von gestohlenen Äpfeln erzielt. Nach Abzug der Fahrtspesen hatte jeder von uns bei der Ankunft in London etwa 16 s. in der Tasche. Wir hatten die ganze Zeit in Kent nur leben und noch mit einem kleinen Überschuß zurückkommen können, weil wir uns in jeder Beziehung mit dem Allernotwendigsten begnügt hatten.

19. September bis 8. Oktober

Ginger und ich suchten ein Quartier in der Tooley Street auf, das Lew Levy gehört, der auch eins in der Westminster Bridge Road hat. Es kostet nur 7 p. die Nacht und ist wahrscheinlich das beste Sevenpenny-Quartier in London. Es sind zwar Wanzen in den Betten, aber nur wenige, und die Küchen, wenn auch dunkel und schmutzig, sind mit ihren vielen Kochstellen und dem heißen Wasser zufriedenstellend. Ein recht verkommenes Pack schläft da - in der Mehrzahl Iren, ungelernte Arbeiter, außerdem noch arbeitslos, zum Teil sehr sonderbare Typen. Ein Achtundsechzigjähriger arbeitete auf dem Billingsgate Market, wo er Kisten mit Fisch karrte (von denen jede hundert Pfund wog). Er interessierte sich für Politik und erzählte mir, daß er beim »Blutigen Sonntag 1888« dabei gewesen sei, am Aufstand teilgenommen habe und noch am gleichen Tag als Hilfs-Polizist vereidigt worden sei. Ein anderer alter Mann, ein Blumenhändler, war verrückt. Die meiste Zeit benahm er sich ganz normal. Wenn er jedoch seine Anfälle bekam, rannte er in der Küche hin und her und stieß gräßliche tierische Schreie aus, wobei sein Gesicht sich wie im Todeskampf verzerrte. Sonderbar war, daß er seine Anfälle immer nur bei feuchtem Wetter bekam. Ein anderer war Dieb. Er stahl hauptsächlich von Ladentischen und aus parkenden Autos, besonders von Handelsvertretern, und verkaufte seine Beute an einen Juden in Lambeth Cut. Abends machte er sich fein, um nach Westend zu gehen. Nach seinen Erzählungen konnte er wöchentlich mit zwei Pfund im Durchschnitt rechnen, wozu von Zeit zu Zeit noch ein größerer Fischzug kam. Um Weihnachten raubte er fast immer die Ladenkasse irgendeines Restaurants aus, was ihm zwischen vierzig und fünfzig Pfund einbrachte. Er betrieb seine Diebstähle schon jahrelang und war nur einmal gefaßt worden und ins Gefängnis gewandert. Wie immer bei Dieben, blieb auch ihm von seiner Arbeit nichts übrig. Hatte er einmal eine größere

Summe erbeutet, verjubilte er sie sofort. Seine Fratze war eine der häßlichsten, die mir je begegnet ist, wie die einer Hyäne. Dabei war er ganz sympathisch und anständig, wenn es darum ging, von seinem Essen abzugeben und Schulden zu bezahlen. Mehrmals gingen Ginger und ich frühmorgens auf Arbeit und halfen den Karrenschiebern in Billingsgate. Etwa um fünf Uhr früh stellt man sich an der Ecke einer der Straßen auf, die von Billingsgate aufwärts nach Eastcheap führen. Wenn einer der Karrenschieber seine Last nicht alleine hochschieben kann, ruft er »Hang hoch!«, und dann springt man hin (natürlich ist die Konkurrenz dabei immer groß) und hilft von hinten den Karren schieben. Für einmal »den Hang hoch« werden 2 p. bezahlt. Es handelt sich dabei jedesmal um eine Last von etwa vierhundert Pfund, und das spürt man in Armen und Beinen, aber man bekommt nicht so oft zu tun, daß es einen erschöpft. Wenn ich zum Beispiel von fünf Uhr früh bis fast zwölf Uhr da gestanden hatte, habe ich nie mehr als anderthalb Shilling verdient. Wenn man großes Glück hat, nimmt ein Karrenschieber einen als ständige Hilfskraft, und dann kommt man am Vormittag auf etwa 41/25. Die Karrenschieber selber dürften auf etwa vier oder fünf Pfund in der Woche kommen.

Zu Billingsgate ist noch Verschiedenes zu sagen. Zunächst ist ein Großteil der Arbeit, die dort aufgewendet wird, vollkommen unnötig, weil sie auf dem absoluten Fehlen eines zentralisierten Transportsystems beruht. Bei den jetzigen Verhältnissen mit Lastträgern, Karrenschiebern, Helfern etc. kostet es gegenwärtig etwa ein Pfund, um tausend Kilo Fisch von Billingsgate zu einem der Londoner Bahnhöfe zu transportieren. Wenn man das vernünftig organisieren würde, zum Beispiel mit Lastkraftwagen, würde es vielleicht ein paar Shillinge kosten. Weiter: die Pubs in Billingsgate sind zu Zeiten geöffnet, in denen alle anderen zu sind. Schließlich treiben die Karrenschieber regelrecht Handel mit gestohlenen Fischen. Wenn man einen von ihnen gut kennt, bekommt man die Fische

fast umsonst.

Nachdem ich etwa vierzehn Tage in meiner Schlafstelle zugebracht hatte, stellte ich fest, daß ich nichts mehr geschrieben hatte. Außerdem fiel mir das Ganze auf die Nerven, mit dem Lärm und Betrieb, der jedes Alleinsein unmöglich machte. Dazu kam die erstickende Hitze von der Küche und vor allem der Dreck. In der Küche roch es fortwährend süßlich nach Fisch, und die Spülbecken waren von Fischabfällen verstopft, die furchtbar stanken. Man mußte sein Essen in irgendeiner dunklen Ecke unterbringen, wo es von schwarzen Käfern und Schaben wimmelte, wozu noch Schwärme von gräßlichen, freßgierigen Fliegen kamen. Auch der Schlafsaal war ekelhaft mit dem ständigen Gehuste und Gespucke - in diesen Quartieren hat jeder einen chronischen Husten, was zweifellos von der schlechten Luft herrührt. Ich mußte ein paar Artikel schreiben, was mir unter diesen Umständen unmöglich war, so ließ ich mir von zu Hause Geld schicken und nahm mir ein Zimmer in der Windsor Street, nahe Harrow Road.

Ginger hat sein altes Landstreicherleben wieder aufgenommen.

Den größten Teil dieser Geschichte habe ich in der Bermondsey-Bibliothek geschrieben, die einen schönen Lesesaal hat und nicht weitab von meinem Quartier lag.

Geschrieben Oktober 1931

In einem Bergwerk

Unsere Zivilisation beruht - mit Verlaub, Herr Chesterton - auf Kohle, und zwar viel umfassender, als man glaubt, bis man einmal darüber nachdenkt. Die Maschinen, die für uns lebensnotwendig sind, und die Maschinen, die Maschinen herstellen, hängen direkt oder indirekt von Kohle ab. Im Kreislauf der westlichen Welt nimmt der Kumpel die zweite Stelle ein, gleich hinter dem Mann, der die Erde pflügt. Er ist eine Art dreckige Karyatide, auf deren Schultern fast all das getragen wird, was *nicht* dreckig ist. Daher lohnt es sich schon, mit dem tatsächlichen Vorgang der Förderung der Kohle näher vertraut zu werden, wenn man die Möglichkeit dazu hat und die Schwierigkeiten nicht scheut.

Fährt man in eine Kohlengrube ein, sollte man versuchen, dann bis zur Kohle vorzudringen, wenn die »Schaufler« bei der Arbeit sind. Das ist nicht einfach, weil Besucher bei der Arbeit stören und nicht gerade willkommen sind. Wählt man aber eine andere Zeit, bekommt man sicher ein ganz falsches Bild. An Sonntagen zum Beispiel macht eine Grube einen fast friedlichen Eindruck. Der richtige Augenblick ist, wenn die Maschinen donnern, die Luft schwarz ist von Kohlenstaub und man tatsächlich sieht, worin die Arbeit der Bergleute besteht. In dieser Zeit ist der Ort eine Hölle oder, was ich mir unter der Hölle vorstelle. Fast alles, was man mit dem Begriff Hölle verbindet, ist da: Hitze, Lärm, Durcheinander, Dunkelheit, stickige Luft, und vor allem ein geradezu unerträgliches Gedränge auf engstem Raum. Alles ist da bis auf das Feuer, denn das gibt es unten nicht, ausgenommen der schwache Schein der Davy-Lampen und die elektrischen Fackeln, beides kaum imstande, die Wolken von Kohlenstaub zu durchdringen.

Wenn man endlich unten angelangt ist - und Hinkommen allein ist schon ein hartes Stück Arbeit, wie ich gleich erklären

werde - und man durch die letzten Versteifungen des Stollens durchgekrochen ist, sieht man sich einer drei bis vier Fuß hohen schwarzen schimmernden Wand gegenüber. Die Bergleute nennen sie »das Gesicht der Kohle«. Über sich hat man die glatte Decke, die aus dem Fels besteht, aus dem die Kohle herausgeschnitten wird. Unter einem ist wieder Fels. Der Stollen ist also nur so hoch wie das Kohleflöz mächtig ist, schätzungsweise nicht viel mehr als ein Yard. Der erste, eine Zeitlang alles andere beherrschende Eindruck ist das entsetzliche, ohrenbetäubende Gerassel des Fließbandes, auf dem die Kohle von Ort befördert wird. Man sieht nicht sehr weit, weil der Nebel von Kohlenstaub den Schein der Grubenlampe zurückwirft. Man sieht nur rechts und links eine Reihe halbnackter, kniender Gestalten, vier oder fünf Yard voneinander entfernt, die ihre Schaufeln in die herabgefallene Kohle stoßen und sie mit einem Schwung über die linke Schulter schleudern. Sie füttern das Fließband, ein etwa zwei Fuß breites Gummiband, das ein oder zwei Yard hinter ihnen vorbeiläuft. Es ist wie ein glitzernder Strom von Kohle, der unaufhörlich auf dem Band abwärts fließt. In großen Gruben befördert das Band jede Minute mehrere Tonnen Kohle; es trägt sie zu einem Platz in dem Hauptstollen, wo es sie in eiserne Behälter abwirft, von denen jeder eine halbe Tonne faßt. Diese werden zum Aufzug geschleppt und dann zur Erdoberfläche geschafft.

Man kann den »Schauflern« unmöglich zusehen, ohne sie ein wenig um ihre Zähigkeit zu beneiden. Sie verrichten eine fürchterliche, ja nach gewöhnlichen Maßstäben fast übermenschliche Arbeit. Sie bewegen nicht nur ungeheure Mengen von Kohle, sie müssen das auch noch in einer Stellung tun, die die Arbeit verdoppelt oder verdreifacht. Die ganze Zeit knien sie - sie könnten auch kaum aufstehen, ohne gegen die Decke zu stoßen. Man kann sich selbst durch einen Versuch leicht davon überzeugen, was für eine grauenvolle Anstrengung

das bedeutet. Schaufeln ist verhältnismäßig leicht, wenn man aufrecht steht, weil man Knie und Waden zu Hilfe nehmen kann. In kniender Stellung liegt die ganze Last bei den Armen und den Bauchmuskeln. Dazu kommen die äußeren Umstände, die die Arbeit auch nicht gerade erleichtern. Da ist die Hitze, verschieden groß, aber in einigen Gruben geradezu erstickend, dann der Kohlenstaub, der einem in Kehle und Nase dringt und sich um die Augenlider festsetzt, und das unaufhörliche Gerassel des Fließbandes, das sich in dem engen Raum fast wie das Geknatter eines Maschinengewehrs anhört. Aber die Schaufler sehen aus, als ob sie aus Eisen wären, wie handgeschmiedete Eisenfiguren, mit dem gleichmäßig glatten Überzug von Kohlenstaub am ganzen Leib. Erst wenn man Bergleute unten in der Grube fast nackt hat arbeiten sehen, entdeckt man, was für prachtvolle Männer sie sind. Die meisten sind klein (körperliche Länge wäre von Nachteil), aber alle haben einen wunderbaren Körper, breite Schultern, schmale, biegsame Hüften und ein kleines ausgebildetes Hinterteil, kräftige Waden, die rund und fest sind. Nirgends auch nur eine Unze Fleisch zuviel. In den Gruben, die heißer sind, tragen sie nur eine kurze leichte Hose, Holzschuhe und Knieschützer, und in den heißesten Gruben überhaupt nichts außer Schuhen und Knieschützern. Wenn man sie sieht, kann man nur schwer sagen, ob sie jung oder alt sind. Jedes Alter mag bei ihnen vertreten sein, bis zu sechzig oder sogar fünfundsechzig, aber wenn sie nackt und schwarz sind, sehen sie alle gleich aus. Niemand könnte ihre Arbeit tun, der nicht den Körper eines jungen Mannes besitzt und dazu noch die Figur eines Gardisten. Nur ein paar Pfund überflüssiges Fleisch mehr auf den Hüften, und das fortgesetzte Vor- und Zurückbeugen würde zur Unmöglichkeit. Niemand, der es je gesehen hat, wird das Bild vergessen - die Reihe der knienden, gebückten Gestalten, am ganzen Leibe rußig, die mit staunenswerter Kraft und Schnelligkeit ihre großen Schaufeln in die Kohlenberge stoßen. Ihre Arbeitszeit beträgt siebeneinhalb

Stunden, theoretisch ohne Unterbrechung, denn dafür wäre keine Zeit übrig. In der Praxis stehen sie sich natürlich zwischendurch immer eine kleine

Viertelstunde, um zu essen, was sie sich mitgebracht haben, gewöhnlich ein großes Stück Brot mit Schmalz und dazu eine Flasche kalten Tee. Als ich den Schauflern zum erstenmal zusah, geriet meine Hand zufällig an etwas ekelhaft Schleimiges, mitten in der Kohle. Es war ein Stück ausgespuckten Kautabaks, denn fast alle Grubenarbeiter kauen Tabak, von dem es heißt, daß er den Durst löscht.

Wahrscheinlich muß man ein Kohlenbergwerk mehrere Male besuchen, um einen wirklichen Einblick in die zahllosen Arbeitsvorgänge zu bekommen, die sich um einen herum abspielen. Der Hauptgrund liegt darin, daß allein die Anstrengung, von einem Ort zum ändern zu gelangen, so groß ist, daß man kaum etwas in sich aufnimmt. In gewissem Sinne ist das Ganze enttäuschend oder bestimmt anders, als man erwartet hat. Man steigt in den Aufzug, einen stählernen Kasten von der Größe einer Telefonzelle, nur zwei- oder dreimal länger. Er faßt zehn Mann, ist aber immer vollgepackt wie eine Sardinenbüchse, und ein langer Mensch kann nicht aufrecht darin stehen. Die Stahltür schließt sich hinter einem, und jemand, der oben mit dem Aufzugskabel die Winde bedient, läßt einen ins Leere fallen. Man bekommt augenblicklich das bekannte flaue Gefühl in der Magengegend und heftiges Ohrensausen, doch von der Bewegung der Kabine in voller Fahrt spürt man kaum etwas. Erst wenn sie sich der Schachtsohle nähert und ihre Fahrt verlangsamt, könnte man schwören, es ginge wieder nach oben. Der Aufzug erreicht eine Geschwindigkeit von vermutlich sechzig Meilen pro Stunde, in tieferen Gruben noch mehr. Wenn man auf der Sohle hinaus kriecht, befindet man sich ungefähr vierhundert Yards unter der Erdoberfläche, das heißt, daß man über sich ein mittelgroßes Gebirge hat, einige hundert Yards reinen Fels,

Knochen ausgestorbener Tierrassen, Kieselablagerungen, Wurzeln von wachsender Flora, grünes Gras und weidende Kühe darauf - das alles hängt über deinem Kopf und wird nur durch hölzerne Pfosten aufgehalten, die nicht dicker als deine Waden sind. Aber infolge der Schnelligkeit, mit der der Aufzug einen hinunterbefördert, und der Dunkelheit, die einen auf der Fahrt umgibt, glaubt man nicht tiefer zu sein als auf dem Untergrundbahnhof von Piccadilly.

Überraschend sind andererseits die großen Entfernungen, die man untertage zurücklegen muß. Bevor ich eine Kohlengrube kennengelernt hatte, glaubte ich immer, der Bergmann brauchte nur den Aufzug zu verlassen, um sich gleich an die ein paar Yards entfernte Arbeit am Flöz zu machen. Ich hatte keine Ahnung, daß ein Bergmann, noch ehe er mit der Arbeit anfangen kann, durch Stollen kriechen muß, die so lang sind wie die Strecke von London Bridge nach Oxford Circus. Im Anfang war ein Schacht natürlich in der Nähe eines Vorkommens eingebracht. Aber wie das Vorkommen abgebaut und neue Flöze erschlossen werden, rücken die Arbeitsplätze weiter und weiter vom Hauptschacht fort. Wenn der Ort eine Meile vom Hauptschacht abliegt, dürfte das eine durchschnittliche Entfernung sein; aber auch drei Meilen sind noch normal. Es soll jedoch auch Gruben geben, wo die Entfernung fünf Meilen beträgt. All diese Maße lassen sich mit denen über Tage nicht vergleichen. Denn ob es sich nun um eine Meile oder drei handelt, außerhalb des Hauptstollens - und auch da nur selten - gibt es kaum Stellen, an denen ein Mann aufrecht stehen kann.

Was das bedeutet, merkt man erst, wenn man ein paar hundert Yards gegangen ist. Man marschiert leicht rutschend in dem nur schwach erhellten Stollen, der acht oder zehn Fuß breit und etwa fünf hoch ist und dessen Wände aus übereinander geschichteten Felsbrocken bestehen, wie die Steinmauern in Derbyshire. Alle ein oder zwei Yards stehen beidseits hölzerne Pfosten, die einen durch schräge Versteifungen abgestützten Querbalken tragen.

Einige der Schrägen sind so phantastisch gekrümmt, daß man nur gebückt hindurch kommt. Gewöhnlich geht es sich schlecht auf dem Boden mit seiner dicken Staubschicht und den scharfkantigen Gesteinssplintern. In einigen Gruben, die voller Wasser sind, ist es so schlammig wie auf einem Bauernhof. Durch den Stollen laufen auch die Schienen für die eisernen Kohlentonnen, ein Schienenstrang wie für eine Miniatur-Eisenbahn, mit ein oder zwei Fuß aufeinanderfolgenden Schwellen, auf denen zu gehen sehr ermüdend ist. Alles ist von grauem Steinstaub überzogen, der überall der gleiche zu sein scheint. Man sieht geheimnisvolle Maschinen, deren Zweck man nie begreifen wird, mit einem Draht verschnürte Bündel von Arbeitsgeräten und ab und zu Mäuse, die vom Schein der Grubenlampe erschreckt auseinanderhuschen. Sie sind sehr häufig, besonders in Gruben, wo es Pferde gibt oder gab. Es wäre interessant zu erfahren, wie sie überhaupt dahin gelangt sind. Möglicherweise sind sie einfach den Hauptschacht hinuntergefallen - es heißt ja, daß eine Maus jeden Fall aus beliebiger Höhe unverletzt übersteht, und zwar dank der im Verhältnis zu ihrem Gewicht großen Körperfläche. Man drückt sich an die Wand, um Platz für die langsam auf den Hauptschacht zurollenden Tonnen zu machen, die von einem endlosen Kabel gezogen werden, das von der Oberfläche aus gesteuert wird. Man kriecht durch schwere Sackleinen-Vorhänge und Holztüren, durch die, wenn man sie öffnet, starke Zugluft weht. Diese Türen sind ein wichtiger Teil der Grubenventilation. Durch einen Nebenschacht wird die verbrauchte Luft mit Hilfe von Ventilatoren abgesaugt, und frische dringt durch einen anderen von selbst ein. Überläßt man die Luft sich selbst, wird sie den kürzesten Weg nehmen und die tiefer gelegenen Orte umgehen. Man muß daher alle direkten Luftwege abdichten.

Wenn man sich duckend auf den Weg macht, kommt es einem zunächst wie ein Spaß vor, doch das ändert sich sehr schnell. Ich

bin infolge meiner außergewöhnlichen Länge im Nachteil, aber wenn die Decke sich bis auf vier Fuß oder noch weniger senkt, wird das Vorwärtskommen für jeden beschwerlich, ausgenommen Zwerge oder Kinder. Man muß sich dauernd tief bücken, gleichzeitig aber den Kopf hochhalten, um auf die Pfosten und Schrägstützen zu achten und nicht dagegen zu stoßen. Dadurch bekommt man einen fortgesetzten Krampf im Genick, aber das ist nichts im Vergleich zu den Schmerzen in den Knien und den

Waden. Nach einer halben Meile wird es (ich übertreibe nicht) zu einer unerträglichen Qual. Man beginnt sich zu fragen, ob man bis zum Ende durchhalten wird, und vor allem, wie in aller Welt man je wieder den Weg zurück schaffen soll. Der Schritt wird langsam und langsamer. Man kommt zu einer Strecke von mehreren hundert Yards, wo alles außergewöhnlich eng ist und man sich nur noch schleichend weiterbewegt. Dann plötzlich weicht die Decke bis zu einer geheimnisvollen Höhe zurück wahrscheinlich Schauplatz eines früheren Bergrutsches -, und man kann sich ganze zwanzig Yards aufrichten. Man spürt eine geradezu überwältigende Erleichterung. Aber gleich darauf folgt eine neue, hundert Yards lange niedrige Strecke und dann eine dichte Folge von Deckenbalken, unter denen man hindurchkriechen muß. Man läßt sich auf alle viere nieder, und schon das ist eine Erleichterung nach der Schleicherei. Hat man die Balkendecke überwunden und versucht, sich wieder aufzurichten, stellt man fest, daß die Knie streiken und sich weigern, einen in die Normalstellung zu bringen. Man schämt sich zwar, aber man muß erklären, daß man sich gern ein paar Minuten ausruhen würde. Der Führer (ein Kumpel) hat Verständnis. Er weiß, daß ich nicht solche Muskeln habe wie er. »Nur noch vierhundert Yards«, sagt er ermutigend. Er hätte meinetwegen ebensogut vierhundert Meilen sagen können. Aber schließlich schafft man es auf irgendeine Weise, so weit zu kriechen, bis man die Kohle unmittelbar vor Augen hat. Der

Weg war anderthalb Meilen lang und hat fast eine Stunde gedauert; ein Kumpel würde nicht viel mehr als zwanzig Minuten brauchen. Einmal angelangt, muß man sich erst ein paar Minuten in den Kohlenstaub legen, um wieder zu Kräften zu kommen, ehe man daran denken kann, die Vorgänge um sich herum mit einigem Verständnis zu verfolgen. Der Rückweg ist noch schlimmer, nicht nur weil man todmüde ist, sondern auch, weil die Strecke zum Hauptschacht leicht ansteigt. Die niedrigen Stollen durchmißt man mit der Geschwindigkeit einer Schildkröte und hat keine Hemmungen mehr, »Halt« zu rufen, wenn man fühlt, daß einem die Knie weich werden. Selbst die Grubenlampe, die man trägt, wird zur Last. Vermutlich würde man sie fallen lassen, wenn man stolperte, und wenn es eine Davy-Lampe ist, würde sie ausgehen. Sich unter den Querbalken zu ducken, wird immer mehr zu einer Anstrengung, und manchmal vergißt man es. Man versucht, wie die Bergleute mit gesenktem Kopf zu gehen, und dann stößt man sich den Rücken. Auch die Kumpel stoßen sich recht häufig den Rücken. Daher haben die meisten Bergleute in sehr heißen Gruben, wo man sich nicht anders als halbnackt bewegen kann, auf dem ganzen Rücken das, was sie »Knöpfe den Rücken hinunter« nennen, das heißt ständige Wundstellen an jedem Rückenwirbel. Wenn der Stollen abwärts führt, stellen sich die Bergleute manchmal mit der Wölbung ihrer Holzschuhe seitlich auf die Schienen und rutschen hinunter. In Gruben, wo das Vorwärtskommen besonders schwierig ist, tragen alle Kumpel etwa zwei bis zweieinhalb Fuß lange Stöcke, mit einer Ausbuchtung um den Griff. Unter normalen Umständen faßt man den Stock am Handgriff, in niedrigen Stollen läßt man die Hand abwärts in die Ausbuchtung gleiten. Diese Stöcke bedeuten eine große Hilfe, und die hölzernen Sturzhelme, eine verhältnismäßige neue Erfindung, sind geradezu ein Geschenk Gottes. Sie sehen wie französische oder italienische Stahlhelme aus, sind aber aus einer Art Hartholz gefertigt, und sehr leicht

und so widerstandsfähig, daß man sich mit aller Gewalt den Kopf stoßen kann, ohne etwas zu spüren. Wenn man endlich wieder auf der Oberfläche angelangt ist, ist man vielleicht drei Stunden unter Tage gewesen und zwei Meilen marschiert, aber man ist erschöpfter als nach einem Fünfundzwanzigmeilenmarsch über Tage. Noch eine Woche danach sind die Beine so steif, daß es ein sehr schwieriges Unternehmen bedeutet, die Treppen hinunterzusteigen. Man muß sich in einer merkwürdigen seitlichen Stellung hinunterzuarbeiten versuchen, ohne die Knie zu biegen. Meine Bergwerksfreunde bemerkten, daß ich an allen Gliedern steif war, und lachten mich aus: »Na, wie war's, hier unten in der Grube zu arbeiten, he?« Aber auch ein Bergmann, der längere Zeit nicht gearbeitet hat, zum Beispiel weil er krank war, empfindet die Zeit nach seiner Rückkehr in die Grube zunächst als Qual.

Es könnte so aussehen, als übertriebe ich, obwohl jemand, der in eine altmodische Grube (die meisten Gruben in England sind altmodisch) eingefahren und tatsächlich bis zur Kohle vorgedrungen ist, wahrscheinlich genau dasselbe aussagen würde. Was ich besonders hervorheben möchte, ist folgendes: Zunächst dieses entsetzliche Hinundherkriechen, das für jeden normalen Menschen an sich schon eine harte Tagesarbeit wäre. Dabei gehört es überhaupt nicht zur eigentlichen werkmännischen Arbeit, es ist nur eine Zugabe, wie für den Geschäftsmann die tägliche Fahrt mit der Untergrundbahn. Der Bergmann macht diesen Weg hin und her, und dazwischen liegen siebeneinhalb Stunden Schwerstarbeit. Ich bin nie viel länger als eine Meile zum Ort marschiert, aber sehr oft ist der Weg drei Meilen lang, das heißt, daß ich und die meisten Menschen, die keine Bergleute sind, überhaupt nie hinkommen würden. Das gehört zu den Punkten, die man immer gern übersieht. Wenn man an ein Kohlenbergwerk denkt, dann an Tiefe, Hitze, Dunkelheit, geschwärzte Gestalten, die auf Mauern

von Kohle einschlagen. Woran man nicht unbedingt denkt, sind die Meilen, die man hin- und herkriechen muß. Ein weiterer Punkt ist die Frage der Zeit. Eine Schicht dauert siebeneinhalb Stunden, das klingt nicht sehr lang, aber man muß pro Tag mindestens eine Stunde für das »Marschieren« hinzurechnen, öfter noch zwei und nicht selten auch drei Stunden. Sicher ist das formal keine Arbeit, und der Bergmann wird dafür nicht bezahlt. Aber was die Anstrengung betrifft, ist das kein Unterschied. Man kann leicht sagen, daß die Kumpel sich nicht viel darum kümmern, es ist für sie nicht das, was es für uns bedeuten würde. Sie sind seit ihrer Kindheit daran gewöhnt, sie haben die erforderliche abgehärtete Muskulatur und sind imstande, sich unter Tage mit einer erstaunlichen und fast unheimlichen Behendigkeit zu bewegen. Ein Bergmann senkt den Kopf und *läuft* mit langen schwingenden Schritten durch Stollen, die ich nur entlang stolpern könnte. Vor Ort sieht man sie auf allen vieren. Um die Stempel schlüpfen sie herum, beinahe wie Hunde oder Katzen. Aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daß sie das gern täten, ich habe viele von ihnen danach gefragt, und alle gaben zu, daß das »Marschieren« eine harte Arbeit bedeutet. Auf jeden Fall, wenn man sie unter sich über eine Grube reden hört, ist das »Marschieren« immer eins der Hauptthemen. Es heißt, daß eine Schicht zum Rückweg immer weniger Zeit als zum Hinweg braucht. Trotzdem sagen die Bergleute, daß der Abmarsch nach einem schweren Tag einen besonders hart ankommt. Es ist ein Teil ihrer Arbeit, und sie werden damit fertig, aber zweifellos ist es eine große Anstrengung. Man könnte es vielleicht damit vergleichen, daß man vor und nach der täglichen Arbeit einen kleineren Berg erklettern müßte.

Hat man zwei oder drei Kohlegruben besucht, fängt man an, etwas von den Vorgängen unter Tage zu verstehen. (Beiläufig müßte ich eigentlich sagen, daß ich über die technische Seite der Kohlenförderung nichts weiß. Ich beschreibe lediglich, was ich

gesehen habe.) Die Kohle liegt in flachen Schichten zwischen ungeheuren Felsmassen. Der Förderprozeß ist also, wie wenn man aus einer italienischen Eiswaffel die Mitte herauszukratzen hätte. Früher wurde die Kohle noch mit Pickel und Brechstange losgelöst - eine mühselige Arbeit, weil sie in ihrer ursprünglichen Lage fast so hart ist wie Gestein. Heute wird diese Arbeit durch eine elektrisch betriebene Kohlensäge ausgeführt, im Prinzip eine ungeheuer starke Bandsäge, die horizontal statt vertikal arbeitet und deren Zähne ein paar Inch lang und ein halbes Inch stark sind. Sie kann sich aus eigener Kraft vor- und rückwärts bewegen, und die Bedienungsmannschaft kann den Schnittwinkel nach Bedarf ändern. Nebenbei macht die Maschine den furchtbarsten Lärm, den ich je gehört habe, sie wirbelt solche Wolken von Kohlenstaub auf, daß man nicht weiter als zwei oder drei Fuß sieht und kaum zu atmen imstande ist. Sie bewegt sich langsam am Flöz entlang und legt einen Schnitt bis zu einer Tiefe von fünfeinhalb Fuß, worauf es verhältnismäßig einfach ist, die

Kohle bis zur gleichen Tiefe herauszulösen. Wo es Schwierigkeiten gibt, muß man die Kohle mit Hilfe von Sprengstoff lockern. Ein Mann mit einem elektrischen Bohrer - ähnlich wie die bei Straßenarbeiten verwendeten Schlagbohrer, nur kleiner - legt in Abständen Löcher in der Kohle an, die er mit Sprengpulver füllt und mit Lehm verschließt, worauf er hinter einer Ecke Deckung sucht, wenn eine vorhanden ist (nach Vorschrift soll er sich wenigstens bis auf fünfundzwanzig Yards von den Sprenglöchern zurückziehen), und die Ladung elektrisch zündet. Dadurch soll die Kohle nicht herausgesprengt, sondern nur gelockert werden. Manchmal ist die Ladung so stark, daß nicht nur die Kohle herausgeschleudert wird, sondern die ganze Decke einstürzt.

Nach der Sprengung können die »Schaufler« die Kohle herausbrechen, zerkleinern und auf das Fließband schaufeln. Sie fällt zuerst in ungeheuren Brocken an, die ein Gewicht bis zu

2000 kg haben mögen. Das Fließband befördert sie zu den eisernen Tonnen, die ihrerseits bis zum Hauptstollen geschoben werden, wo man sie an ein ständig rotierendes Stahlkabel hängt, das sie zum Aufzug schleppt, der sie nach oben befördert. An der Oberfläche wird die Kohle über Roste geleitet, die sie sortieren, und notfalls gewaschen. Soweit wie möglich wird der »Dreck«, das heißt der Gesteinsschutt, zur Schotterung des Stollenbodens unter Tage verwendet. Was man unten nicht gebrauchen kann, wird nach oben geschickt und dort aufgehäuft. Daher die ungeheuren Dreckhalden, jene häßlichen grauen Gebirge, die der Landschaft der Kohlenreviere ihr besonderes Gepräge geben. Ist die Kohle bis zu der Tiefe abgeräumt, bis zu der die Maschine gekommen ist, liegt das Vorkommen fünf Fuß weiter weg. Neue Stempelhölzer müssen eingezogen werden, um die neuentstandene Decke abzustützen, und in der nächsten Schicht wird das Fließband abmontiert, fünf Fuß an die Kohle herangerückt und zusammengesetzt. Soweit wie möglich werden die drei Arbeitsvorgänge, das Sägen, Sprengen und Abräumen, in drei verschiedenen Schichten vorgenommen, das Schneiden am Nachmittag, das Sprengen bei Nacht (es gibt ein Gesetz, welches die Sprengungen verbietet, solange in der Nähe gearbeitet wird, aber es wird nicht immer befolgt) und das Abräumen in der Morgenschicht, die von sechs bis halb zwei dauert.

Selbst wenn man den Vorgang der Kohlegewinnung beobachtet, wird dies vermutlich nur für kurze Zeit sein. Erst nach einigen Berechnungen beginnt man zu begreifen, was für eine erstaunliche Leistung die »Schaufler« vollbringen. Normalerweise muß jeder Mann eine vier bis fünf Yards große Fläche räumen. Die Säge hat die Kohle bis zu fünf Fuß von ihrem Sockel gelöst. Hat das Flöz eine Mächtigkeit von drei oder vier Fuß, dann muß jeder Mann sieben bis zwölf Kubikyards Kohle herausbrechen, zerkleinern und auf das Fließband befördern. Rechnet man das Gewicht eines

Kubikyards mit, sagen wir, siebenundzwanzig Zentner, so ergibt sich, daß ein Mann pro Stunde annähernd 2000 kg Kohle abräumt. Mit Hacke und Schaufel habe ich genügend Erfahrung, um zu wissen, was das bedeutet. Wenn ich zum Beispiel bei der Gartenarbeit an einem Nachmittag 2000 kg Erde bewege, dann fühle ich, daß ich mir meinen Tee verdient habe. Aber Erde ist im Vergleich zu Kohle ein hantierbares Material, und ich brauche nicht kniend zu arbeiten, tausend Fuß unter der Oberfläche, in einer stickigen Hitze, und mit jedem Atemzug Kohlenstaub zu schlucken. Ich brauche auch nicht tiefgebückt eine Meile zu laufen, bevor ich mit der Arbeit anfangen kann. Die Arbeit eines Bergmanns würde meine Kräfte nicht weniger übersteigen, als etwa an einem fliegenden Trapez herumzuturnen oder das Grand National zu gewinnen. Ich bin kein Muskelarbeiter und Gott möge verhüten, daß ich je einer sein muß, aber eine Reihe von manuellen Arbeiten gibt es schon, die ich in der Not tun könnte. Im schlimmsten Fall könnte ich einen passablen Straßenkehrer abgeben oder einen stümperhaften Gärtner, eventuell einen zehntklassigen Landarbeiter auf einem Bauerngut. Aber keine erdenkliche Mühe und kein Training würde aus mir einen Bergmann machen. Die Arbeit würde mich in ein paar Wochen umbringen.

Wenn man Bergleuten bei der Arbeit zusieht, wird einem blitzartig klar, in wie verschiedenen Welten verschiedene Menschen leben. Da unten, wo die Kohle gebrochen wird, liegt eine Welt für sich, von der man unschwer sein ganzes Leben lang nie etwas zu hören braucht. Vermutlich würden das die meisten sogar vorziehen. Dabei ist es das absolut notwendige Gegenstück zu der Welt oben. Praktisch hängt alles, was wir tun, ob wir Eis essen, den Atlantik überqueren, Brot backen oder eine Erzählung schreiben, direkt oder indirekt mit der Kohle zusammen. Für alle Arbeiten des Friedens wird Kohle gebraucht. Bricht Krieg aus, wird sie noch mehr benötigt. In Revolutionszeiten muß der Bergmann seine Arbeit fortsetzen,

oder die Revolution bricht zusammen, sie braucht nicht weniger Kohle als die Reaktion. Was auch auf der Erdoberfläche geschehen mag, das Brechen und Schaufeln von Kohle muß pausenlos weitergehen und darf nie länger als höchstens ein paar Wochen unterbrochen werden. Damit Hitler im Stechschritt anrücken, der Papst gegen den Bolschewismus wettern, die Massen in ›Lord's‹ zu einem Cricket-Match zusammenströmen und die Dichter sich gegenseitig zerfleischen können, zu allem gehört Kohle. Wir sind uns dessen nur nicht bewußt; wir alle wissen zwar, daß wir Kohle haben müssen, aber nur selten oder nie denken wir daran, was mit diesem »Kohle bekommen« verbunden ist. Hier sitze ich zum Beispiel und schreibe vor einem behaglichen Kohlenfeuer. Es ist zwar April, aber ich muß noch heizen. Alle zwei Wochen hält der Wagen mit den Kohlen vor der Haustür, und Männer in Lederjacken bringen schwere, nach Teer riechende Säcke und leeren die Kohlen in den Verschlag unter der Treppe. Es bedarf bei mir einer ausgesprochenen gedanklichen Anstrengung, um eine Verbindung zwischen meiner Kohle und der fernen Arbeit in den Gruben herzustellen. Es ist eben »Kohle«, das heißt, etwas, was ich unbedingt haben muß, ein schwarzes Material, das auf geheimnisvolle Weise von einem nicht besonders gekennzeichneten Ort kommt, wie Manna vom Himmel, nur mit dem Unterschied, daß ich dafür zahlen muß. Man könnte ohne weiteres mit dem Wagen durch den Norden Englands fahren, ohne auch nur einmal daran zu denken, daß mehrere hundert Fuß unter der Straße Bergleute Kohle laden. Und doch sind es in gewissem Sinn eben diese Bergleute, die dafür sorgen, daß dein Wagen fährt. Ihre von Grubenlampen erhellte Welt ist für die Welt im Tageslicht ebenso notwendig wie die Wurzeln für eine Blume.

Vor noch nicht allzulanger Zeit waren die Verhältnisse in den Gruben schlechter als heute. Es leben noch ein paar sehr alte Frauen, die in ihrer Jugend unter Tage gearbeitet haben, mit

einer Art Geschirr um die Hüften und einer Kette, die zwischen den Beinen hindurchlief. Auf allen vieren kriechend mußten sie die eisernen Kohlentonnen den Stollen entlangzerren, selbst wenn sie schwanger waren. Das gibt es nicht mehr. Aber wenn man Kohle nicht anders fördern könnte als dadurch, daß schwangere Frauen eiserne Tonnen hin und her zerren müßten, ich glaube, wir würden das selbst heute eher zulassen, als auf Kohle zu verzichten. Aber natürlich würden wir ungleich lieber mit Stillschweigen darüber hinweggehen. Und so verhält es sich mehr oder weniger mit allen Arten von Schwerarbeit. Sie erhält uns am Leben, und wir sehen über ihr Vorhandensein hinweg. Vielleicht mehr als jeder andere ist der Bergarbeiter ein Musterbeispiel für diese Art Schwerarbeit, nicht nur, weil seine Arbeit so außergewöhnlich mühselig ist, sondern auch weil sie lebensnotwendig ist und sich dabei in einer von der unseren so weit entfernten Welt abspielt, daß wir sie ebenso vergessen können wie das Blut in unseren eigenen Adern. Es ist in gewisser Weise sogar beschämend, Grubenarbeitern zuzusehen. Es läßt in einem zeitweise Zweifel an der eigenen Stellung als »Intellektueller« und »Gebildeter« überhaupt aufkommen. Es wird einem klar, wenigstens solange man ihnen zusieht, daß, nur weil Kumpel sich die Eingeweide aus dem Leib schwitzen, geistig höherstehende Menschen auch geistig höher stehen können. Du und ich, der Herausgeber der literarischen Beilage der *Times*, die Dichter und der Erzbischof von Canterbury und Genosse X, der Verfasser von *Marxismus für Kinder*, wir alle *verdanken in Wirklichkeit* unseren verhältnismäßig anständigen Lebensstandard den armen Schweinen unter Tage, die schwarz bis an die Augen, die Kehlen voller Kohlenstaub, ihre Schaufeln mit Armen aus Stahl und mit Hilfe der Bauchmuskeln in die Kohlenhaufen stoßen.

Aus: *The Road to Wigan Pier*, ersch. 1937.

Marrakesch

Als der Tote draußen vorübergetragen wurde, verließen die Fliegen den Tisch im Restaurant und schwärmten in einer Wolke hinter ihm her, aber wenige Minuten später kehrten sie zurück.

Die kleine Schar Trauernder - nur Männer und Burschen, keine Frauen - schlängelte sich über den Marktplatz, zwischen aufgetürmten Granatäpfeln, Taxis und Kamelen hindurch, von Zeit zu Zeit in ein kurzes, eintöniges Klagelied ausbrechend. Die Fliegen werden hier von den Leichen besonders deshalb angelockt, weil diese nicht in einem Sarg liegen, sondern eingehüllt in ein paar Lumpen auf einer rohen, hölzernen Bahre, die von einigen Freunden auf den Schultern getragen wird. Wenn der Zug die Begräbnisstätte erreicht hat, wird eine längliche Grube von ein bis zwei Fuß Tiefe ausgehoben, der Leichnam hineingelegt und mit der harten, trockenen Erde bedeckt, die wie zerbröckelter Ziegelstein aussieht. Kein Grabstein, kein Name, kein Zeichen der Erinnerung irgendwelcher Art. Die Gräberstätte ist nichts als eine weite, öde Fläche, uneben wie ein verlassener Bauplatz. Nach zwei Monaten könnte niemand mit Sicherheit sagen, wo selbst seine nächsten Angehörigen begraben sind.

Wenn man durch eine Stadt wie diese wandert – 200.000 Einwohner, von denen wenigstens 20.000 buchstäblich nichts besitzen als die ärmlichen Lumpen, die sie am Leibe tragen -, wenn man sieht, wie diese Leute leben, und erst recht, wie leicht sie sterben, fällt es immer wieder schwer zu glauben, daß die Wesen, die einen umgeben, Menschen sind. Alle Kolonialreiche beruhen in Wirklichkeit auf dieser Tatsache. Die Leute haben braune Gesichter, und es gibt so viele von ihnen. Bestehen sie wirklich aus dem gleichen Fleisch wie man selbst? Haben sie überhaupt Namen? Oder sind sie nur eine braune, gleichförmige

Masse, jeder mit soviel eigener Persönlichkeit wie eine Biene oder ein Korallentierchen? Sie kommen aus der Erde, hungern und schinden sich ein paar Jahre und sinken in die namenlosen Gruben der Gräberfelder, ohne daß ihr Verschwinden jemandem auffiele. Und auch ihre Gräber verschwinden und werden mit der Erde eins. Auf einem Spaziergang, bei dem man sich den Weg durch Feigenkakteen bahnen muß, klingt manchmal der Boden unter einem hohl, und nur der unregelmäßige Abstand, in dem sich der dumpfe Ton wiederholt, sagt einem, daß man über Skelette wandert.

Ich fütterte in den öffentlichen Gärten eine der Gazellen. Gazellen gehören zu den wenigen Tieren, die schon zu ihren Lebzeiten eßbar aussehen. Beim Anblick ihrer Hinterkeulen fällt es tatsächlich schwer, nicht an Minzsoße zu denken. Die Gazelle, die ich fütterte, mochte erraten, daß mir derartige Gedanken durch den Kopf gingen. Sie nahm zwar das Brot, das ich ihr hinhielt, hatte aber offensichtlich eine Abneigung gegen mich. Nachdem sie hastig an dem Brot geknabbert hatte, senkte sie den Kopf und versuchte, mich mit ihren Hörnern zu stoßen. Dann knabberte sie ein Stück ab und stieß wieder nach mir. Vermutlich stellte sie sich vor, das Brot würde auf geheimnisvolle Weise in der Luft hängen bleiben, falls es ihr gelänge, mich zu verjagen.

In der Nähe machte sich ein arabischer Gartenarbeiter am Weg zu schaffen. Nach einer Weile ließ er die schwere Hacke sinken und kam vorsichtig von der Seite auf uns zu. Seine Blicke wanderten von der Gazelle zum Brot und vom Brot zur Gazelle, in einer Art von stillem Staunen, als habe er noch nie etwas Ähnliches gesehen.

Schließlich sagte er leise auf französisch:

»Das Brot würde ich auch essen mögen.«

Ich brach ein Stück ab, und er verstaute es dankbar in einer

versteckten Tasche seiner zerlumpten Kleidung. Dieser Mann war Angestellter der Städtischen Verwaltungsbehörden.

Kommt man in das Judenviertel der Stadt, kann man sich ungefähr vorstellen, wie die jüdischen Ghettos im Mittelalter ausgesehen haben. Unter ihren maurischen Herrschern durften die Juden nur in bestimmten, abgegrenzten Gebieten Land besitzen, und nach einer jahrhundertelangen Reglementierung dieser Art haben sie aufgehört, sich Sorgen um das Problem der Bevölkerungsdichte zu machen. Viele Straßen sind ein gutes Stück enger als sechs Fuß, die Häuser haben keine Fenster, und unvorstellbare Scharen augenkranker Kinder wimmeln wie Fliegenschwärme herum. Für gewöhnlich rinnt in der Straßenmitte ein kleiner Bach von Urin entlang.

Am Basar sind ganze Familienverbände von Juden - die Männer durchweg in einem langen Kaftan und mit einer kleinen, schwarzen Kappe auf dem Kopf - in düsteren, höhlenartigen Werkstätten voller Fliegen an der Arbeit. Ein Drechsler sitzt, die Beine gekreuzt, an einer prähistorischen Drehbank und fertigt mit atemberaubender Schnelligkeit Stuhlbeine an, wobei er die Drehbank mit der rechten Hand ankurbelt, während er das Schnitzisen mit dem linken Fuß dirigiert. Infolge der hockenden Stellung, die er sein Leben lang einnimmt, ist sein linkes Bein schief geworden, wie aus dem Gelenk gedreht. Ihm zur Seite sitzt sein sechsjähriger Enkel, der ihm schon bei den einfachen Vorarbeiten hilft.

Ich ging gerade vor der Werkstatt eines Kupferschmiedes vorbei, als einer bemerkte, daß ich mir eine Zigarette anzündete. Im Nu stürzten aus sämtlichen Höhlen der Nachbarschaft aufgeregte Juden, manche davon Großväter mit flatternden, grauen Barten, und bettelten mich um eine Zigarette an. Sogar ein Blinder kam angekrochen, der in der Tiefe seines Gewölbes etwas von Zigaretten gehört hatte, und griff mit den Händen in der Luft danach. In weniger als einer Minute war ich mein ganzes Päckchen Zigaretten los. Meiner Schätzung nach arbeitet

keiner von denen weniger als zwölf Stunden am Tag. Aber eine Zigarette erscheint ihnen wie ein unerschwinglicher Luxus.

Da die Juden in Gemeinden mit eigener Verwaltung leben, üben sie, abgesehen von der Landwirtschaft, die gleichen Berufe aus wie die Araber - Obst- und Gemüsehändler, Töpfer, Silberschmiede, Grobschmiede, Metzger, Lederarbeiter, Schneider, Wasserträger, Lastträger, Bettler. Wo immer man hinsieht, erblickt man nichts als Juden. Es sind tatsächlich 13.000, die alle auf einem Fleck leben, der nicht größer ist als ein paar Morgen. Ein Glück, daß Hitler weit fort ist. Aber vielleicht ist er bereits im Anmarsch! Man hört die bekannten, gehässigen Bemerkungen, nicht nur von Arabern, auch von mittellosen Europäern.

»So ist es, *mon vieux!* Sie haben mir meine Arbeit genommen und sie einem Juden gegeben. Die Juden! Sie sind die wahren Herrn des Landes, müssen Sie wissen! Sie haben alles Geld in Händen, sie kontrollieren die Banken, die Finanzen, alles... «

»Aber«, wandte ich ein, »es ist doch eine Tatsache, daß fast alle Juden arbeiten, und zwar für einen Penny die Stunde... «

»Ach was, das ist doch die reine Schau! In Wirklichkeit sind alle Geldverleiher. Oh, sie sind schlau, die Juden.«

Auf genau dieselbe Weise wurden vor ein paar hundert Jahren arme alte Frauen wegen Hexerei verbrannt, wo ihr Zauber oft nicht einmal ausreichte, um ihnen eine anständige Mahlzeit zu verschaffen.

Alle, die hier von ihrer Hände Arbeit leben, sind so gut wie unsichtbar, ja, je wichtiger ihre Arbeit ist, desto weniger nimmt man sie wahr. Eine weiße Haut fällt jedoch auf. Trifft man zum Beispiel in Nord-Europa einen Bauern, der ein Feld pflügt, so wird man ihm vermutlich wenigstens einen flüchtigen Blick schenken. In einem der heißen Länder irgendwo südlich von Gibraltar und östlich von Suez ist es möglich, daß man einen Bauern überhaupt nicht bemerkt. Ich habe das soundsooft an mir

selbst beobachtet. In einer tropischen Landschaft nimmt das Auge alles auf, nur nicht menschliche Wesen. Es nimmt den ausgetrockneten Boden wahr, die Feigenkakteen, die Palmen, die fernen Gebirge - den Bauern, der sein Stück Land mit der Hacke bearbeitet, übersieht es. Er hat die gleiche Farbe wie die Erde und ist viel weniger interessant anzusehen.

Einzig und allein aus diesem Grunde sind die Hungergebiete Asiens und Afrikas für Touristen in Mode gekommen. Niemand würde sich einfallen lassen, billige Ferienreisen nach Notstandsgebieten zu organisieren. Wo aber menschliche Wesen von brauner Hautfarbe sind, nimmt man keine Notiz von ihrem Elend. Was bedeutet Marokko für einen Franzosen? Einen Orangenhain oder eine Anstellung bei der Regierung. Oder für einen Engländer? Kamele, Kastelle, Palmen, Fremdenlegionäre, Messingtablets und Banditen. Wahrscheinlich könnte man hier jahrelang leben, ohne zu merken, daß das Leben für neun Zehntel der Bevölkerung ein pausenloser, zermürender Kampf ist, dem erschöpften Boden etwas Nahrung abzurufen.

Marokko besteht zum größten Teil aus einer Einöde, in der bis auf Hasen kein Wildtier leben kann. Weite Gebiete, die einmal Wälder waren, haben sich in baumlose Wüste verwandelt, wo der Boden hart ist wie Ziegelstein. Trotzdem wird ein Großteil davon bebaut, mit entsetzlicher Mühsal. Alle Arbeit wird mit der Hand verrichtet. Frauen in langen Reihen, vornübergebeugt wie ein auf den Kopf gestelltes großes L, wandern langsam über die Felder und säubern mit den Händen den Boden von dem stacheligen Unkraut, während der Bauer Luzerne als Viehfutter sammelt und dabei Halm um Halm aus dem Boden zieht, statt es büschelweise auszupfen, weil er dadurch ein oder zwei Inches der Erde rettet. Der Pflug ist aus Holz und so leicht und klein, daß man ihn unschwer auf die Schultern nehmen kann. An der Unterseite hat er einen roh geschmiedeten Dorn, der nicht tiefer als vier Inches in den Boden eindringt. Das entspricht genau der Kraft der Zugtiere, für gewöhnlich eine Kuh und ein Esel, die

unter einem Joch gehen. Zwei Esel wären zu schwach, und zwei Kühe würden zuviel Futter kosten. Eine Egge besitzen die Bauern nicht, sie müssen also den Acker mehrere Male in verschiedenen Richtungen durchpflügen, bis er einigermaßen aufgelockert ist. Darauf wird das ganze Feld mit der Hacke in kleine Rechtecke geteilt, was der besseren Speicherung von Wasser dient. Abgesehen von den seltenen Regenfällen, die ein oder zwei Tage anhalten, herrscht immer Wassermangel. An den Rändern der Felder hebt man schmale Kanäle, etwa 30 Inches tief, mit der Hacke aus, um die spärlichen, unterirdischen Rinnale zu sammeln.

Jeden Nachmittag zieht eine Kolonne uralter Frauen unten an meinem Haus vorbei, jede mit einem großen Bündel Brennholz beladen. Alle machten den Eindruck von Mumien, eine Folge ihres Alters und der sengenden Sonne, und alle waren winzig. In primitiven Ländern scheint es die Regel zu sein, daß Frauen nach Erreichung eines bestimmten Alters zur Größe von Kindern zusammenschrumpfen.

Eines Tages schleppte sich eins dieser alten, armseligen Geschöpfe, nicht größer als vier Fuß und von einer Last Brennholz fast erdrückt, mühsam an mir vorbei. Ich hielt sie an und drückte ihr ein Fünf-Sou-Stück in die Hand. Sie reagierte mit einem lauten Ausruf, fast einem Schrei, in dem Dankbarkeit, mehr aber noch Überraschung zum Ausdruck kamen. In ihren Augen war es, wie ich glaube, beinahe so etwas wie die Verletzung eines Naturgesetzes, daß ich von ihrem Vorhandensein Kenntnis genommen hatte. Sie hatte sich mit ihrer Lage als alte Frau abgefunden, das heißt als Lasttier. Wenn eine Familie über Land reist, ist es völlig in der Ordnung, daß der Vater und der älteste Sohn auf einem Esel voranreiten, während die Frau mit dem gesamten Gepäck auf dem Rücken zu Fuß hinterhergeht.

Das Sonderbarste an dieser Bevölkerung bleibt ihre Unsichtbarkeit. Wochenlang, immer um die gleiche Stunde,

waren alte Frauen mit Brennholz an meinem Haus vorübergehumpelt. Meine Augen hatten sie rein optisch wahrgenommen, aber ich muß gestehen, daß ich sie nie gesehen hatte. Das an mir vorbeiwandernde Brennholz hatte ich gesehen, aber das war auch alles. Erst als ich einmal zufällig hinter ihnen herging, lenkte das Auf und Ab der Holzbündel meine Aufmerksamkeit auf die menschlichen Wesen darunter. Zum erstenmal bemerkte ich die kleinen, erdfarbenen Gestalten; Knochengerüste, von einer ledernen Haut überzogen und zusammengekrümmt unter ihrer erdrückenden Last. Dagegen waren noch nicht fünf Minuten vergangen, seit ich den Fuß auf marokkanischen Boden gesetzt hatte, als mir schon die kleinen Esel auffielen, die unter ihrer Bürde fast zusammenbrachen, was mich zutiefst empörte. Es steht außer Frage, daß die marokkanischen Esel in der abscheulichsten Weise mißhandelt werden. Dabei sind sie kaum größer als Bernhardiner-Hunde. Ihnen werden Lasten aufgeladen, die man in der Britischen Armee nicht einmal einem ausgewachsenen Maultier zumuten würde. Einem solchen Esel wird oft wochenlang der Packsattel nicht vom Rücken genommen. Es gibt kein Geschöpf auf Erden, das williger wäre, und das rührt einen besonders an diesem Tier. Es folgt seinem Herrn wie ein Hund und braucht weder Zaumzeug noch Halfter. Nach etwa einem Dutzend Jahren unermüdlicher Arbeit bricht es eines Tages tot zusammen, worauf sein Herr es in einen Graben stößt und die Hunde im Dorf ihm die Eingeweide herausreißen, noch ehe es erkaltet ist.

Solche Dinge bringen einem das Blut zum Sieden, was gegenüber dem Elend menschlicher Wesen im allgemeinen nicht der Fall ist. Das ist nicht als Anklage gemeint, ich stelle lediglich eine Tatsache fest. Jeder wird die Eselchen mit ihrem geschundenen Rücken bemitleiden - um eine alte Frau unter der Last ihres Brennholzbündels auch nur zu bemerken, dazu bedarf es schon fast eines Unfalls.

Als die Störche nach Norden zogen, zogen Kolonnen von Negern nach Süden, endlose Reihen staubbedeckter Infanteristen, Batterien von Geschützen auf Schwenklafetten und dann wieder Infanterie, insgesamt etwa vier- bis fünftausend Mann, ein Zug, der sich unter dem Geratter eiserner Räder und Stiefelgetrampel die Straße aufwärts wand.

Es waren Senegalesen, die schwärzesten unter den Negern Afrikas, so schwarz, daß es manchmal schwer ist zu sehen, wo bei ihnen die Haut im Genick aufhört und die Haare anfangen.

Ihre wunderbaren Körper staken in Khaki-Uniformen, die sie bis zu den Knöcheln verhüllten, die Füße waren in Stiefel eingezwängt, die wie Holzkloben aussahen, und ihre Stahlhelme schienen alle um ein paar Nummern zu klein. Es war sehr heiß, und die Leute hatten bereits einen langen Marsch hinter sich. Sie schleppten sich unter dem Gewicht ihres Marschgepäcks nur mühsam vorwärts, und die auffallend sensiblen schwarzen Gesichter glänzten vor Schweiß.

Im Vorbeimarsch wandte sich, wie ich bemerkte, ein hochgewachsener junger Bursche nach mir um. Aber der Blick, der mich traf, war gänzlich anders, als man hätte erwarten können, weder feindselig noch verächtlich oder stumpf, ja nicht einmal forschend. Es war der scheue, großäugige Negerblick, im Grunde ein Blick tiefsten Respekts. Ich begriff. Dieser bedauernswerte Bursche, der französischer Staatsbürger war und aus dem Urwald verschleppt worden war, um in Garnisonen Fußböden zu scheuern und sich die Syphilis zu holen, hatte tatsächlich die größte Ehrfurcht vor einer weißen Haut. Man hatte ihm eingetrichtert, die Weißen seien seine Herren, und er glaubte es heute noch.

Aber jedem Weißen drängt sich ein Gedanke auf (und es kommt nicht drauf an, ob er sich selbst als Sozialist bezeichnet), jeder Weiße denkt bei sich, wenn er eine schwarze Truppe vorbeiziehen sieht: wie lange können wir diese Völker noch an der Nase herumführen? Wie lange noch, bis sie die Kanonen

umdrehen?

Es ist wirklich sonderbar. Jeder weiße Mann trägt diese und ähnliche Gedanken heimlich mit sich herum. Und wie mir, ging es auch den anderen Zuschauern, es ging den Offizieren so auf ihren schweißbedeckten Gäulen und den weißen Unteroffizieren, die neben der Truppe marschierten. Es war eine Art Geheimnis, das wir alle kannten, aber für uns behielten, weil wir klug genug waren, nicht darüber zu sprechen. Nur die Neger kannten es nicht. Man hatte wirklich den Eindruck einer Herde, als die Kolonnen, eine oder zwei Meilen lang, geduldig die Straße aufwärts zogen, während die großen, weißen Vögel über ihnen in die entgegengesetzte Richtung flogen, wie verwehte, glitzernde Papierstückchen.

New Writing, Weihnachten 1939

Im Innern des Wals

1

Als 1935 Henry Millers Roman *Wendekreis des Krebses* erschien, wurde er anerkennend, aber doch mit einiger Zurückhaltung aufgenommen, in einigen Fällen offensichtlich deshalb, weil sich niemand gern dem Verdacht aussetzt, Pornographie schön zu finden. Unter denen, die ihn lobten, waren T. S. Eliot, Herbert Read, Aldous Huxley, John Dos Passos und Ezra Pound - alles in allem nicht gerade Schriftsteller, die zur Zeit in Mode sind. In der Tat gehört das Buch, sowohl dem Stoff wie bis zu einem gewissen Grad seiner geistigen Atmosphäre nach, mehr zu den zwanziger als den dreißiger Jahren.

Wendekreis des Krebses ist ein Roman in »Ich«-Form oder eine romanhafte Autobiographie, je nachdem, wie man es lieber sieht. Miller selbst besteht darauf, daß es rein autobiographisch ist, aber das Tempo und die Methode des Erzählens ordnen das Buch dem Roman zu. Es ist die Geschichte von Amerikanern in Paris, aber nicht in der üblichen Weise, weil die Amerikaner, die darin vorkommen, durchweg Leute ohne Geld sind. In den fetten Jahren, als es Dollars im Überfluß gab und der Wechselkurs gegenüber dem Franc hoch stand, erlebte Paris eine beispiellose Invasion von Künstlern, Schriftstellern, Studenten, Dilettanten, Touristen, Lüstlingen und bloßen Nichtstuern. In einigen Stadtvierteln muß die Zahl der sogenannten Künstler die der arbeitenden Bevölkerung tatsächlich überstiegen haben. Man hat ausgerechnet, daß Ende der zwanziger Jahre etwa 30.000 Maler in Paris lebten, von denen die meisten wenig mit Kunst zu tun hatten. Dem kleinen Mann auf der Straße war das Künstlervolk so gleichgültig geworden, daß Lesbierinnen mit rauchigen Stimmen in Cordhosen und junge Leute in griechischen oder mittelalterlichen Gewändern durch die Straßen wandeln

konnten, ohne daß jemand sich nach ihnen umdrehte. Am Seine-Ufer bei Notre Dame war es so gut wie unmöglich, sich einen Weg durch die Malstühlchen zu bahnen. Es war die Epoche der erfolgreichen Außenseiter und der verkannten Genies. Der Satz, den man am häufigsten hörte, war: »Quand je serai lancé.« Es stellte sich heraus, daß niemand »lancé« wurde. Die Wirtschaftskrise brach herein wie eine neue Eiszeit, der internationale Mob von Künstlern zerstob, und die großen Cafés von Montparnasse, die noch nicht ein Jahrzehnt zuvor bis in die frühen Morgenstunden von schreienden Poseurs erfüllt waren, verwandelten sich in düstere Grabgewölbe, in denen es nicht einmal mehr Geister gab.

Diese Welt, die unter anderem in dem Roman *Tarr* (ersch. 1918) von Wyndham Lewis beschrieben ist, schildert Henry Miller, aber er befaßt sich nur mit ihrer Unterseite, der lumpenproletarischen Randschicht, der es gelungen ist, die Krise zu überleben, weil sie teils aus echten Künstlern, teils aus echten Gaunern besteht. Die verkannten Genies, die Paranoiker, die immer im Begriff sind, den Roman zu schreiben, der aus Proust einen zerbeulten Hut machen wird, finden sich hier, sind aber nur in den ziemlich seltenen Augenblicken genial, in denen sie nicht gerade Jagd auf die nächste Mahlzeit machen.

Zum größten Teil ist es eine Geschichte von verwanzten Zimmern in Arbeiterquartieren, Auseinandersetzungen, Trinkgelagen, Puffs, russischen Emigranten, Betteln, Schwindeln und Gelegenheitsarbeit. Die ganze Atmosphäre der Armenviertel von Paris, wie sie ein Ausländer sieht - die Boulevards mit ihrem Kopfsteinpflaster, der saure Geruch von Abfällen, die Bistros mit ihren fettigen Zinkthecken und ausgetretenen Ziegelböden, das grüne Wasser der Seine, die blauen Uniformen der Republikanischen Garde, die verlotterten gußeisernen Pissoirs, der besondere süßliche Geruch der Untergrundbahnhöfe, die halbierten Zigaretten, die Tauben im Jardin du Luxembourg, es ist alles da oder die Stimmung, ein

Hauch von alledem.

Auf den ersten Blick kein eben vielversprechender Stoff. Als *Wendekreis des Krebses* erschien, marschierten die Italiener in Abessinien ein und waren Hitlers Konzentrationslager bis zum Bersten voll. Die Brennpunkte des Weltgeschehens waren Rom, Moskau und Berlin. Es schien nicht der geeignete Augenblick, um einen Roman von hervorragender Bedeutung über amerikanische Bummler, Bettler und Trunkenbolde im Quartier Latin zu schreiben. Natürlich ist ein Romancier nicht verpflichtet, über zeitgeschichtliche Ereignisse zu berichten, aber ein Romancier, der sie übersieht, hat gewöhnlich entweder die Füße nicht auf dem Boden oder er ist einfach ein Idiot. Bestimmt würde jeder, der nur das Hauptthema kennenlernt, den *Wendekreis des Krebses* für ein frivoles Überbleibsel der zwanziger Jahre halten. In Wahrheit stellte jeder, der es gelesen hatte, sofort fest, daß es nichts dergleichen, sondern ein sehr bemerkenswertes Buch sei. Wie oder warum bemerkenswert? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, und es ist besser, mit der Beschreibung der Eindrücke zu beginnen, die *Wendekreis des Krebses* auf mich gemacht hat.

Als ich das Buch zum erstenmal aufschlug und sah, daß es von Wörtern wimmelte, die nicht für den Druck geeignet sind, war meine sofortige Reaktion, mich nicht davon beeindrucken zu lassen. Ich glaube, den meisten Lesern würde es so ergehen. Dabei schien sich nach einer gewissen Zeit die Atmosphäre des Buches neben unzähligen Einzelheiten auf eigentümliche Weise in meinem Gedächtnis festgesetzt zu haben. Ein Jahr später erschien Millers zweites Buch *Schwarzer Frühling* (1936). Zu dieser Zeit war *Wendekreis des Krebses* mir viel gegenwärtiger als das erstemal. Mein erster Eindruck war, daß *Schwarzer Frühling* schwächer sei, und tatsächlich hat es nicht die Geschlossenheit des Erstlings. Nach einem weiteren Jahr hatten ebenfalls viele Passagen aus *Schwarzer Frühling* in meinem Gedächtnis Wurzeln geschlagen. Offensichtlich gehören beide

Bücher zu denen, die einen Nachhall hinterlassen, Bücher, die sich »ihre eigene Welt schaffen«, wie man sagt. Das müssen nicht unbedingt gute Bücher sein, es können gute schlechte Bücher wie *Raffles* (von E. W. Hornung, ersch. 1901) oder die Erzählungen von Sherlock Holmes oder perverse und morbide Bücher wie *Withering Heights* (Sturmhöhe, von Emily Bronte, ersch. 1847) oder *The House with the Green Shutters* (von George Douglas, ersch. 1901) sein. Dann aber erscheint hin und wieder ein Roman, der einem eine neue Welt erschließt, nicht, indem er einem enthüllt, was neu, sondern was vertraut ist. Das wahrhaft Erstaunliche an *Ulysses* zum Beispiel ist, daß es ein ganz alltäglicher Stoff ist. Natürlich enthält es mehr als nur das, denn Joyce hat etwas von einem Dichter und ist zugleich ein Pedant von gigantischem Ausmaß, aber seine eigentliche Leistung besteht darin, daß er uns Vertrautes zu Papier bringt. Er hat es gewagt - denn es ist ebensosehr eine Frage der Kühnheit wie der Technik -, die Absurditäten unseres innersten Denkens bloßzulegen, und dabei entdeckte er ein Amerika, das jeder vor der Nase hatte, eine Welt, in der jeder seit seiner Kindheit gelebt hatte, einen Stoff, den man für unbeschreiblich hielt und den zu beschreiben Joyce doch gelungen ist. Die Wirkung war, die Einsamkeit, in der jeder Mensch lebt, wenigstens für Augenblicke aufzuheben. Bei der Lektüre bestimmter Stellen im *Ulysses* hast du das Gefühl, daß Joyce und du ein und derselbe sind, daß er alles über dich weiß, obwohl er deinen Namen nie gehört hat, daß es irgendwo eine Welt gibt, außerhalb von Zeit und Raum, die Joyce und dich umfaßt.

Obwohl er Joyce in keiner Weise ähnelt, ist eine Spur davon auch bei Henry Miller. Nicht überall, denn sein Werk ist sehr ungleichmäßig, neigt manchmal, besonders in *Schwarzer Frühling*, dazu, ins bloße Wortgeklingel oder in das verschwommene Universum der Surrealisten abzugleiten. Man lese nur fünf oder zehn Seiten von ihm, und man fühlt eine

seltsame Erleichterung, die nicht so sehr daher rührt, daß man selbst etwas versteht, sondern daß *man verstanden wird*.

»Er weiß alles über mich, er hat das speziell für mich geschrieben«, fühlt man. Es ist, als hörte man eine Stimme, die zu einem spricht, eine freundliche, amerikanische Stimme, ohne zu faseln, ohne zu moralisieren, in der Annahme, daß wir alle gleich sind. Einen Augenblick ist man allen Lügen und Versimpelungen, den schablonenhaften Marionetten der gewöhnlichen Roman-Literatur, selbst der einigermaßen guten, entronnen und hat mit vertrauten Erlebnissen menschlicher Wesen zu tun.

Welche Art Erlebnisse? Und welche Art von Menschen? Miller schreibt über den Mann auf der Straße, und es ist eigentlich schade, daß die Straße voller Bordelle ist. Das ist die Strafe dafür, daß man sein Geburtsland verlassen hat. Es bedeutet soviel, wie in einer dünneren Bodenschicht Wurzel schlagen zu müssen. Das Exil ist wahrscheinlich für einen Schriftsteller verderblicher als für einen Maler oder selbst einen Dichter, denn er verliert in der Folge den Kontakt mit der Welt der Arbeit und muß sich auf die Straße, das Café, die Kirche, das Bordell und sein Arbeitszimmer beschränken. Hauptsächlich handeln Millers Bücher von Leuten, die das Leben von Emigranten führen, sich betrinken, schwatzen, nachdenken und koitieren - nicht von Menschen, die arbeiten, heiraten und Kinder aufziehen; schade, denn Miller hätte das eine genauso gut beschrieben wie das andere. In *Schwarzer Frühling* gibt es eine wundervolle Rückblende auf New York, dem wimmelnden, von Iren überlaufenen New York der O.-Henry-Ära, aber die Pariser Szenen sind die besten, und die Trunkenbolde und Nachtbummler in den Cafés sind zwar vom sozialen Standpunkt aus völlig wertlos, dafür aber mit einem Feingefühl für Charaktere und einer technischen Meisterschaft geschrieben, die in keinem der kürzlich erschienenen Romane auch nur annähernd erreicht werden. Seine Figuren sind nicht nur

glaubhaft, sie sind vertraut, man hat das Gefühl, daß man alle ihre Abenteuer selbst erlebt hat. Nicht daß sie als Abenteuer besonders aufregend wären, Henry bekommt einen Job bei einem melancholischen indischen Studenten. Er bekommt einen andern Job in einer gräßlichen französischen Schule während eines Kälteeinbruchs, bei dem alle Toiletten zugefroren sind, nimmt teil an einer Sauferei in Le Havre mit seinem Freund Collins, einem Kapitän zur See, besucht ein Bordell, wo es wundervolle Negerinnen gibt, diskutiert mit seinem Freund, einem Schriftsteller Van Norden, der den größten Roman aller Zeiten in seinem Kopf mit sich herumträgt, aber sich nie entschließen kann, ihn anzufangen. Sein Freund Karl, dicht vor dem Verhungern, wird von einer reichen Witwe aufgegebelt, die ihn heiraten will. Es folgen endlose hamletische Gespräche, bei denen Karl die Frage zu beantworten sucht, was schlimmer ist, zu hungern oder mit einer alten Frau zu schlafen. Bis ins kleinste Detail beschreibt er seine Besuche bei der Witwe, wie er sie in seinem besten Anzug aufsucht, jedoch vergessen hat, vorher zu urinieren, so daß er den ganzen Abend Höllenqualen aussteht etc. etc. Zum Schluß stellt sich heraus, daß alles nicht stimmt, die Witwe existiert nicht einmal, Karl hat sie einfach erfunden, um sich interessant zu machen. Auf dieser Linie liegt mehr oder weniger das ganze Buch. Was ist nun eigentlich der Grund, warum faszinieren einen diese monströsen Trivialitäten? Sehr einfach - weil man die ganze Atmosphäre so gründlich kennt und das Gefühl hat, daß diese Dinge einem selbst begegnen. Man hat dieses Gefühl, weil sich einer entschlossen hat, mit der geschraubten Ausdrucksweise des Durchschnittsromans aufzuräumen und die wirklichen Triebkräfte menschlichen Denkens und Handelns bloßzulegen. Im Fall Miller geht es nicht so sehr darum, den Mechanismus des menschlichen Geistes zu durchforschen, als sich vielmehr zu den alltäglichen Dingen und Gefühlen zu bekennen. Die Wahrheit ist nämlich, daß viele durchschnittliche Menschen,

vielleicht sogar die Mehrheit, genauso sprechen und sich in derselben Weise benehmen, wie er sie hier aufgezeichnet hat. Der ordinäre Ton, in dem die Menschen im *Wendekreis des Krebses* sprechen, findet sich in den Romanen nur selten, im gewöhnlichen Leben dagegen sehr oft. Ich selbst habe ähnliche Unterhaltungen immer und immer wieder zwischen Leuten gehört, die nicht einmal merkten, wie ordinär sie sprachen. Bemerkenswert, daß *Wendekreis des Krebses* nicht das Werk eines jungen Mannes ist. Miller hatte die Vierzig bereits überschritten, als es herauskam, und obwohl er seitdem drei oder vier weitere Bücher veröffentlicht hat, steht außer Zweifel, daß das erste, das er jahrelang mit sich herumgetragen hat, auch sein bestes Buch ist. Es gehört zu den Büchern, die langsam herangereift sind, in Armut und von unbekannten Leuten geschrieben, die wissen, was sie vorhaben und daher warten können. Die Prosa ist erstaunlich, in *Schwarzer Frühling* teilweise sogar noch besser. Leider kann ich nichts zitieren, es wimmelt von nicht wiederzugebenden Wörtern. Man besorge sich *Wendekreis des Krebses*, man besorge sich *Schwarzer Frühling* und lese besonders die ersten hundert Seiten. Sie vermitteln einem eine Vorstellung von dem, was man selbst heute noch mit der englischen Sprache anfangen kann. Englisch wird darin als lebende Sprache gesprochen, ohne Furcht, das heißt, ohne Furcht vor Rhetorik oder vor ungewöhnlichen oder poetischen Wörtern. Nach Jahren der Verbannung ist das Adjektiv zurückgekehrt. Es ist eine fließende, wogende Prosa, eine Prosa, die Rhythmus hat, etwas gänzlich anderes als die flachen vorsichtigen Aussagen und das Snack-Bar-Geplapper, das im Moment modern ist.

Wenn ein Buch wie *Wendekreis des Krebses* erscheint, fällt natürlich als erstes seine Obszönität auf. Nimmt man unsere Vorstellungen von Sitte und Anstand in der Literatur als gegeben, dann ist es nicht einfach, vorbehaltlos zu einem so obszönen Buch Stellung zu nehmen. Entweder ist man

schockiert und angewidert, oder man verschlingt es gierig, oder man ist entschlossen, sich nicht beeindrucken zu lassen. Letzteres dürfte vermutlich die Reaktion der meisten sein, mit dem Ergebnis, daß verbotene Bücher oft weniger Beachtung finden, als sie verdienen. Man hört vielfach die Meinung, nichts sei leichter, als ein obszönes Buch zu schreiben, und daß sie nur deshalb geschrieben werden, um Aufsehen zu erregen und Geld zu machen etc. etc. Ganz offensichtlich ist das nicht der Fall, und zwar deshalb, weil Bücher, die vom Standpunkt des Staatsanwalts aus obszön sind, nur selten erscheinen. Wenn es so einfach wäre, mit unanständigen Wörtern Geld zu verdienen, so würden es mehr Schriftsteller tun. Aber da es gar nicht so viele »obszöne« Bücher gibt, ist man geneigt, sie in völlig unberechtigter Weise alle in einen Topf zu werfen. *Wendekreis des Krebses* ist mit zwei anderen Büchern in eine vage Verbindung gebracht worden, *Ulysses* und *Voyage au Bout de la Nuit* (*Reise ans Ende der Nacht* von L. F. Celine [Destouches], ersch. 1932), aber in keinem der beiden Fälle besteht viel Ähnlichkeit. Was Miller mit Joyce gemeinsam hat, ist die Bereitschaft, die leeren, häßlichen Umstände des Alltags zu zeigen. Läßt man die Verschiedenheit der Technik beiseite, so würde zum Beispiel die Begräbnisszene in *Ulysses* in den *Wendekreis des Krebses* hineinpassen. Das ganze Kapitel ist so etwas wie eine Entblößung, ein Exposé der entsetzlichen Fühllosigkeit menschlicher Wesen. Damit ist jedoch die Ähnlichkeit bereits zu Ende. Rein als Kunstwerk genommen steht *Wendekreis des Krebses* weit unter *Ulysses*. Joyce ist in genau dem gleichen Sinne ein Künstler, in dem Miller es nicht ist und wahrscheinlich auch gar nicht sein will. Auf jeden Fall versucht Joyce, mehr zu sein. Er durchforscht verschiedene Bewußtseinsstadien, den Traum, die »Reverie« (das »Bronzebei-Gold«-Kapitel), den Rausch etc., und fügt sie alle zu einem gewaltigen, vielfältigen Bild zusammen, fast wie ein viktorianischer Plot. Miller ist ganz einfach ein hartgesottener

Kerl, der über das Leben redet, ein gewöhnlicher amerikanischer Geschäftsmann mit intellektueller Courage und schriftstellerischer Begabung. Es ist vielleicht bezeichnend, daß er genauso aussieht, wie jeder sich einen amerikanischen Geschäftsmann vorstellt. Was den Vergleich mit *Voyage au Bout de la Nuit* angeht, so ist es unter diesem Gesichtspunkt noch weiter von Millers Buch entfernt. In beiden werden obszöne Wörter benutzt, beide sind gewissermaßen autobiographisch, das ist alles. *Voyage au Bout de la Nuit* ist ein Buch, das eine bestimmte Absicht enthält, nämlich gegen die Grausamkeit und Hohlheit des modernen Lebens zu protestieren - des Lebens überhaupt. Es ist ein Aufschrei des unerträglichen Ekels, eine Stimme aus der Jauchegrube. *Wendekreis des Krebses* ist so ziemlich genau das Gegenteil. Die Sache ist so ungewöhnlich, daß sie fast anormal erscheint, aber es ist das Buch eines Menschen, der glücklich ist. So, wenn auch in geringerem Maße, *Schwarzer Frühling*, über dem stellenweise ein Schatten von Nostalgie liegt. Nach Jahren eines Lebens als Lumpen-Proletarier, Jahren des Hungers, des Herumtreibens, des Schmutzes, der Mißerfolge, der Nächte im Freien, der Streitigkeiten mit Einwanderungsbehörden, endloser Kämpfe um ein bißchen Geld, findet Miller, daß er mit sich glücklich ist. Genau diese Seiten des Lebens, die Céline mit Entsetzen erfüllen, sind diejenigen, die ihn befriedigen. Weit entfernt, dagegen zu protestieren, *bejaht er sie*. Und gerade dieses Wort *bejahen* weist auf seine wirkliche Verwandtschaft mit einem ändern Amerikaner hin, Walt Whitman.

Ein seltsamer Gedanke, sich vorzustellen, Whitman hätte in unseren dreißiger Jahren gelebt. Es ist mehr als fraglich, ob er dann etwas geschrieben hätte, was auch nur entfernt den *Grashalmen* (*Leaves of Grass*, ersch. 1855) geglichen hätte, denn was er schließlich sagt, ist doch: »Ich bejahe.« Aber natürlich besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Bejahung von heute und einer von damals. Whitman schrieb in

einer Zeit beispiellosen Wohlstands, mehr noch, er lebte in einem Land, in dem Freiheit mehr war als ein bloßes Wort. Die Demokratie, Gleichheit und Brüderlichkeit, die er ständig besingt, waren keine nebelhaften Ideale, sondern etwas, was er jeden Tag vor Augen hatte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts fühlten sich die Amerikaner frei und gleich, und sie waren es sogar, soweit das überhaupt in einer Gesellschaft möglich ist, die nicht den reinen Kommunismus verwirklicht hat. Es gab Armut und Klassenunterschiede, aber abgesehen von den Negern keine ständig unterdrückte Klasse. Jeder hatte die innere Überzeugung, genug zu verdienen, um anständig leben zu können, ohne jemandem die Stiefel lecken zu müssen. Wenn man bei Mark Twain über die Mississippi-Flößer und Schiffs-Kapitäne oder bei Bret Harte über die Goldgräber im Westen liest, so erscheinen sie einem ferner als steinzeitliche Kannibalen. Der Grund liegt einfach darin, daß sie freie menschliche Wesen waren. Dasselbe gilt für das friedliche, häusliche Amerika der Oststaaten, das Amerika von *Little Women*, *Helen's Babies* und *Riding Down from Bangor* (von Louisa Alcott, ersch. 1868; von John Habberton, ersch. 1867; Liedanfang; vgl. Orwells Artikel über *Helen's Babies*: in *Tribune* 22.11.1946). Beim Lesen spürt man das überschäumende, sorglose Leben beinahe körperlich. Es ist dieses Leben, das Whitman verherrlicht. Auch wenn es ihm nur sehr schlecht gelingt, ist er doch einer der Schriftsteller, die schreiben, was man fühlen mußte, statt es einen tatsächlich fühlen zu lassen. Zum Glück, vielleicht im Hinblick auf seinen Glauben, starb er, noch bevor der Aufstieg der Großindustrie und die Ausbeutung der billigen Arbeitskräfte der Einwanderer den Verfall dieses Lebens in Amerika einleitete.

Millers Anschauungen sind eng mit denen von Whitman verwandt, und wohl jeder, der ihn gelesen hat, wird das bestätigen. *Wendekreis des Krebses* endet mit einer ausgesprochen Whitmanschen Passage, in der nach den

Ausschweifungen, den Schwindeleien, Kämpfen, Saufgelagen und Dummheiten aller Art er sich einfach hinsetzt und auf die vorüberfließende Seine blickt, in einer Art von mystischer Bejahung des Lebens, wie es einmal ist. Nur, was bejaht er eigentlich? Zunächst nicht Amerika, sondern den alten Knochenhaufen Europa, wo jeder Zoll Erde aus den Resten unzähliger Generationen besteht. Zweitens, nicht jene Zeit der Ausdehnung und der Freiheit, sondern die Ära der Furcht, der Tyrannei und der Verordnung. Wenn ich in einer Zeit wie der unseren zum Leben »Ja« sage, ist dies ein Ja zu Konzentrationslagern, Gummiknüppeln, zu Hitler und Stalin, Bomben, Flugzeugen, Konserven, Maschinengewehren, Putschen, Säuberungen, Slogans, Gasmasken, Unterseebooten, Spionen, Provokateuren, Pressezensur, Bedaux-Gürteln, geheimen Gefängnissen, Aspirin, Hollywood-Filmen und politischen Morden. Natürlich nicht *nur* zu alldem, aber zu alldem unter anderem. Und im großen und ganzen ist das Henry Millers Einstellung. Nicht immer, denn momentweise finden sich auch bei ihm Anzeichen für eine ganz normale Sehnsucht nach Vergangenen. Im ersten Teil von *Schwarzer Frühling* gibt es einen Abschnitt, der stilistisch als eine der bemerkenswertesten literarischen Leistungen der letzten Jahre angesehen werden muß, in dem das Mittelalter verherrlicht wird. Es zeigt eine Einstellung, die von der Chestertons nicht sehr verschieden ist. *Max and the White Phagocytes*¹ enthält einen Angriff auf die moderne Zivilisation Amerikas (Cornflakes, Cellophan etc.) unter dem üblichen Gesichtspunkt des Literaten, dem die Industriegesellschaft verhaßt ist. Aber ganz allgemein gesprochen bedeutet diese Einstellung: »Schlucken wir alles hinunter.« Und von daher kommt die scheinbar ausschließliche Beschäftigung mit obszönen Vorgängen und der schmutzigen Unterseite des Lebens. Das ist nur scheinbar, denn es ist die Wahrheit, daß das Leben, das gewöhnliche Alltagsleben, weitaus schrecklicher ist, als Romanschreiber im allgemeinen

zugeben wollen.

Whitman selbst »bejahte« viel von dem, was seine Zeitgenossen lieber mit Schweigen übergingen. Er besang nämlich nicht nur die Prärie, er wanderte auch durch die Städte und sah den zerschmetterten Schädel des Selbstmörders, die »grauen kranken Gesichter von Onanisten« etc. etc. Dennoch ist die heutige Zeit, ¹ ersch. 1935. jedenfalls in Westeuropa, fraglos weniger gesund und weniger hoffnungsfreudig als jene. Im Gegensatz zu ihr leben wir in einer schrumpfenden Welt. Die »demokratischen Ausblicke« haben ihr Ende hinter Stacheldraht gefunden. Das Gefühl von Schöpfung und Wachstum hat nachgelassen, die endlos schaukelnde Wiege soviel an Bedeutung verloren, wie die endlos dampfende Teekanne gewonnen hat. Die Zivilisation zu bejahen, so wie sie ist, heißt logischerweise den Verfall bejahen. Die allgemeine Einstellung ist nicht mehr aktiv, sie ist passiv geworden - sogar »dekadent«, wenn dieses Wort überhaupt etwas besagt.

Aber gerade weil Miller in gewissem Sinne Erlebnissen passiv gegenübersteht, ist er zugleich fähig, dem einfachen Mann näherzukommen, als es den meisten engagierten Schreibern gelingt. Denn auch der einfache Mann ist passiv. Innerhalb eines kleinen Kreises (Familienleben und vielleicht noch die Gewerkschaft oder Kommunalpolitik) fühlt er sich als Herr seines Geschicks, aber größeren Ereignissen gegenüber ist er ebenso hilflos wie gegenüber Naturgewalten. Weit entfernt von jeder Anstrengung, Einfluß auf die Zukunft zu nehmen, läßt er sich fallen und alles über sich ergehen. Im Lauf der letzten zehn Jahre hat sich die Literatur in immer stärkerem Maße der Politik zugewandt, mit der Folge, daß heute für den einfachen Mann weniger Raum bleibt als je in den letzten zweihundert Jahren. Man kann die Veränderung in der vorherrschenden literarischen Haltung deutlich feststellen. Wenn man die Bücher, die den Spanischen Bürgerkrieg behandeln, mit den Büchern über den Ersten Weltkrieg vergleicht, so fällt bei ihnen,

wenigstens bei den englischsprachigen, auf, wie entsetzlich langweilig und schlecht sie sind. Noch bezeichnender ist, daß sie fast alle, ob von rechts oder von links, von einem politischen Standpunkt aus geschrieben sind, von selbstsicheren Parteigängern, die einem erklären, was man zu denken hat, während die Bücher über den Ersten Weltkrieg von gemeinen Soldaten oder jüngeren Offizieren stammen, die nicht einmal vorgaben zu verstehen, was das Ganze zu bedeuten hatte. Bücher wie *Im Westen nichts Neues*, *A Farewell to Arms*, *Death of a Hero*, *Good-Bye to All That*, *Memoirs of an Infantry Officer* und *A Subaltern on the Somme* (von Erich Maria Remarque, ersch. 1929; *In einem anderen Land* von Hemingway, ersch. 1929; *Heldentot* von Richard Aldington, ersch. 1929; *Strich drunter* von Roben Graves, ersch. 1929; *Vom Krieg zum Frieden. Erinnerungen* von Siegfried Sassoon, ersch. 1928). sind nicht von Propagandisten geschrieben worden, sondern von den Opfern. Sie alle besagen im Grunde: »Was, zum Teufel, soll das alles heißen? Gott allein weiß es. Alles, was wir tun können, ist durchzuhalten. «

Und obwohl er nicht über den Krieg schreibt und überhaupt nicht über Unglück, kommt Millers Haltung dem näher als die Allwissenheit, die heute modern ist. Der *Booster*, eine kurzlebige Zeitschrift, der er eine Zeitlang als Redakteur angehörte, stellte sich in ihren Anzeigen als »nichtpolitisch, nichterzieherisch, nichtfortschrittlich, nichtcooperativ, nichtethisch, nichtliterarisch, nichtkonsequent, nichtzeitgenössisch« vor, und Millers eigenes Werk könnte man ungefähr in derselben Weise beschreiben. Es ist eine Stimme aus der Menge, die Stimme des Untergebenen, des Passagiers dritter Klasse, des einfachen, nichtpolitischen, nichtmoralischen, passiven Menschen.

Ich habe den Ausdruck »einfacher Mensch« ziemlich vage gebraucht und dabei vorausgesetzt, daß es diesen »einfachen Menschen« wirklich gibt, was heute von einigen Leuten

bestritten wird. Ich meine nicht, daß die Menschen, die Miller beschreibt, eine Mehrheit bilden, und noch weniger, daß er über Proletarier schreibt. Kein englischer oder amerikanischer Schriftsteller hat das bisher ernstlich versucht. Und nochmals, die Menschen im *Wendekreis des Krebses* können kaum als gewöhnlich bezeichnet werden, insofern sie faul, unbürgerlich und mehr oder weniger »Künstler« sind. Wie ich bereits sagte, ist das schade, aber das zwangsläufige Resultat des Exils. Millers »einfacher Mensch« ist weder ein Handwerker noch der Spießbürger aus dem Vorort, sondern ein Heruntergekommener, ein »Déclassé«, ein Abenteurer, ein amerikanischer Intellektueller, der entwurzelt ist und kein Geld hat. Dennoch decken sich sogar die Erfahrungen dieser Typen noch weitgehend mit der von normalen Menschen. Miller hat es verstanden, aus einem eher begrenzten Material das meiste herauszuholen, weil er den Mut hatte, sich damit zu identifizieren. Der einfache Mensch, der »durchschnittliche, sinnliche Mensch«, hat durch Miller eine Stimme bekommen, wie Bileams Esel.

Das ist, wie man sehen wird, veraltet oder jedenfalls unmodern. Der durchschnittliche, sinnliche Mensch ist aus der Mode. Die passive, unpolitische Haltung ist aus der Mode. Die übermäßige Beschäftigung mit Sex und die Wahrhaftigkeit in bezug auf das Innenleben sind aus der Mode. Das amerikanische Paris ist aus der Mode. Wenn heute ein Buch wie *Wendekreis des Krebses* erschiene, müßte es entweder eine langweilige Rarität oder etwas völlig Ungewöhnliches sein. Ich glaube, die Mehrzahl derer, die das Buch gelesen haben, werden mit mir darin übereinstimmen, daß ersteres nicht der Fall ist. Es lohnt sich herauszufinden, was dieser augenfällige Gegensatz zur herrschenden literarischen Strömung bedeutet. Zu diesem Zweck muß man es gegen seinen Hintergrund sehen, das heißt gegen die allgemeine Entwicklung der englischen Literatur der letzten zwanzig Jahre seit dem Ersten Weltkrieg.

Wenn man sagt, ein Schriftsteller sei modisch, so heißt das praktisch, daß ihn die jüngere Generation unter dreißig anerkennt. Zu Beginn der Epoche, von der ich spreche, also den Kriegsjahren oder unmittelbar danach, war A. Housman der Schriftsteller, der zweifellos den stärksten Eindruck auf die intelligente junge Generation machte. Auf diejenigen, die in den Jahren 1910-25 heranwuchsen, übte Housman einen enormen Einfluß aus, den man heute kaum noch begreift. 1920, als ich etwa siebzehn Jahre alt war, kannte ich, wie ich glaube, fast den ganzen *Shropshire Lad* (Gedichte, ersch. 1896) auswendig. Ich frage mich, welchen Eindruck er heute auf einen Jugendlichen vom gleichen Alter und vom gleichen geistigen Niveau machen würde. Zweifellos hat er davon gehört, er hat vielleicht sogar einen Blick hineingeworfen und war überrascht, daß es auf ziemlich billige Weise effektiv ist - das wäre vermutlich alles. Und doch waren das die Gedichte, die ich und meine Zeitgenossen uns ständig gegenseitig vortrugen, in einer Art von Ekstase, so wie frühere Generationen Merediths »Love in a Valley« oder Swinburnes »Garden of Proserpine« etc. etc. rezitiert hatten:

With rue my heart is laden
 For golden friends I had, For many a roselipt maiden
 And many a lightfoot lad.

By brooks too broad for leaping
 The lightfoot boys are laid; The roselipt girls are sleeping
 In fields where roses fade.

[Mein Herz ist voller Weh, denn ich hatte goldene Freunde.
 Viele Mädchen mit rosigem Mund und viele leichtfüßige

Knaben. An Bächen, zu breit für einen Sprung hinüber, lagern die leichtfüßigen Knaben. Die Mädchen mit dem Rosenmund schlafen in Feldern neben verblühenden Rosen.]

Na ja, ein Wortgeklengel. Uns schien es 1920 nicht so. Warum zerplatzt jede Seifenblase? Um diese Frage zu beantworten, muß man die *äußeren* Umstände in Betracht ziehen, durch welche ein Schriftsteller zu einer bestimmten Zeit populär wird. Die Gedichte von Housman hatten bei ihrem ersten Erscheinen nicht viel Aufsehen erregt. Woran lag es also, daß sie auf eine einzige Generation, nämlich die, die etwa 1900 zur Welt kam, einen so tiefen Eindruck machte?

Vor allem ist Housman ein »Landschaftspoet«. Seine Gedichte enthalten den ganzen Zauber versteckter Dörfer, das sehnsüchtige Heraufbeschwören von Ortsnamen: Clunton, Clunbury, Knighton, Ludlow, »zu Wenlock Edge«, »zur Sommerszeit in Bredon«, Schindeldächer und das Hämmern des Dorfschmieds, die wilden Narzissen auf der Weide, die »blauen Hügel der Erinnerung«. Abgesehen von Kriegsgedichten, haben englische Verse aus den Jahren 1910-1925 vornehmlich die Natur zum Gegenstand. Der Grund liegt zweifellos darin, daß der von seinen Zinsen lebende Teil der Besitzenden endgültig keine Beziehung mehr zur Scholle hatte; doch auf jeden Fall herrschte dort, viel mehr als jetzt, eine Art Snobismus vor, zum Land zu gehören und das städtische Leben zu verachten. England trieb um jene Zeit kaum mehr Ackerbau als heute, aber bevor die Konsumgüter-Industrie anfang sich auszubreiten, konnte man es leichter als Agrarland sehen. Die meisten Sprößlinge der Mittelklasse wuchsen in Sichtweite einer Farm auf, und natürlich begeisterte sie deren idyllische Seite - Pflügen, Ernten, Dreschen und so weiter. Wenn sie nicht selber Zugriffen, machten sie sich wahrscheinlich keine Vorstellung von der entsetzlichen Knochenarbeit, die mit der Rübenenernte und dem Melken von Kühen mit entzündeten Eutern

frühmorgens um vier verbunden ist. Kurz vor, während und nach dem Krieg schlug die große Stunde der »Landschafts-Dichter«, die Sternstunde von Richard Jefferies und W. H. Hudson. Rupert Brookes »Grantchester«, das klassische Gedicht von 1913, ist ein einziger ungeheurer Erguß von »Landschaftsgefühl«, die gewaltsame Entleerung eines mit Ortsnamen vollgestopften Bauches. Als Gedicht ist »Grantchester« weniger als wertlos, aber als Dokument für das, was die Intelligenten unter den Jüngeren der Mittelklasse *damals* fühlten, ist es aufschlußreich.

Immerhin begeisterte sich Housman nicht nur für Kletterrosen, in der Art eines Wochenend-Ausflüglers wie Brooke und die ändern. Das »Landschaftsmotiv« ist bei ihm immer da, doch hauptsächlich als Hintergrund. Seine meisten Gedichte haben ein quasi menschliches Anliegen, eine Art von idealisiertem Bauerntum, im Grunde ein modernisierter Strephon oder Corydon. Schon das sprach stark an. Erfahrungsgemäß lesen überzivilisierte Kreise gern etwas über das Bäuerliche, weil sie sich einbilden, es sei primitiver und gefühlsreicher als sie selbst, daher die »Schwarze-Scholle«-Romane von Sheila Kaye-Smith etc. Zu jener Zeit identifizierte sich ein Junge der Mittelklasse in seiner Schwärmerei für das »Land« mit einem Landarbeiter, was ihm bei einem Industriearbeiter nie eingefallen wäre. Die meisten Jungen trugen eine idealisierte Vorstellung von dem Mann hinterm Pflug, Zigeunern, Wilddieben oder Wildhütern mit sich herum, mit der sie den Gedanken an einen wilden, freien und ungebundenen Teufelskerl verbanden, einen Kerl, dessen Leben aus Fallenstellen, Hahnenkämpfen, Pferden, Bier und Frauen bestand. Masfields *Everlasting Mercy* (ersch. 1911), ein weiteres wertvolles Dokument der Zeit, das bei den Halbwüchsigen der Kriegsjahre ungemein populär war, gibt diese Vorstellungen in einer kruden Spielart wieder. Konnte man die Maurices und Terences von Housman ernst nehmen, so

war das bei Masefields Saul Kane unmöglich. In gewisser Weise war Housman eine Art Masefield mit einem Schuß Theokrit. All seine Sujets sind pubertär- Mord, Selbstmord, unglückliche Liebe, früher Tod. Sie behandeln einfache, vorstellbare Verhängnisse, die einem das Gefühl geben, sich gegen die »Grundtatsachen« des Lebens aufzulehnen:

The sun burns on the halfmown hill, By now the blood is dried; And Maurice amongst the hay lies still

And my knife is in his side.

[Die Sonne brennt auf den halb gemähten Hügel, jetzt ist das Blut getrocknet; und Maurice liegt still zwischen dem Heu, mit meinem Messer in der Seite.] Und weiter:

They hang us now in Shrewsbury jail:

The whistles blow forlorn, And trains all night groan on the rail

To men that die at morn.

[Sie hängen uns jetzt im Shrewsbury-Gefängnis: das Pfeifen klingt verloren, und Züge dröhnen die ganze Nacht vorbei an Männern, die am Morgen sterben.]

Das ist alles mehr oder weniger auf den gleichen Ton gestimmt. Alles geht schief. »Dick liegt lang im Kirchhof, und Ned liegt lang im Kerker.« Man bemerke auch das exquisite Selbstmitleid, das »Niemandliebt mich«-Gefühl :

The diamond tears adorning

Thy low mound on the lea, Those are the tears of morning,

That weeps, but not for thee.

[Die diamantenen Tränen schmücken deinen kleinen Hügel im Land, es sind Tränen des Morgens, der weint, aber nicht um dich.]

Kalter Kaffee, alter Junge! Die Art von Gedichten hätte für Halbwüchsige geschrieben sein können. Und der ständige sexuelle Pessimismus (das Mädchen stirbt immer oder heiratet einen ändern) erschien den Jungen, die in Internaten zusammengepfercht gelebt hatten und mehr oder weniger glaubten, Frauen seien für sie unerreichbar, wie eine höhere Weisheit. Ich zweifle, ob Housman jemals dieselbe Anziehung auf Mädchen ausgeübt hat. In seinen Gedichten bleibt der weibliche Standpunkt außer Betracht, die Frau ist lediglich die Nymphe, die Sirene, das verräterische, halb menschliche Geschöpf, das einen ein Stück des Weges begleitet, um einen dann sitzenzulassen.

Housman hätte keinen so starken Einfluß auf die Generation gehabt, die 1920 jung war, wenn bei ihm nicht noch etwas anderes mitgewirkt hätte, und das war sein blasphemischer, antinomischer »Zynismus«. Der ewige Konflikt zweier Generationen war bei Ende des Ersten Weltkrieges ungewöhnlich bitter, was teils auf den Krieg selbst zurückging und teils eine indirekte Folge der Russischen Revolution war. Auf alle Fälle war eine geistige Auseinandersetzung um diese Zeit fällig. Durch das bequeme, sichere Leben in England, das nicht einmal durch den Krieg ernstlich gestört worden war, hatten vielleicht viele ihre Anschauungen, die sich in den achtziger Jahren oder noch früher herausgebildet hatten, völlig unverändert bis in die zwanziger Jahre bewahrt. Doch der jüngeren Generation waren unterdessen die offiziellen Grundsätze weggeschwemmt wie Sandburgen. Der Verfall des religiösen Glaubens zum Beispiel war geradezu sensationell, Jahre hindurch artete der Gegensatz zwischen Alt und Jung in

wahren Haß aus. Was von der Kriegsgeneration übriggeblieben war, schleppte sich aus den Schützengräben nach Hause, wo man feststellte, daß die Älteren noch immer die Schlagworte von 1914 herunterleierten und die etwas jüngere Generation unter der Fuchtel von unverheirateten Lehrern mit schmutziger Phantasie stöhnte. Diese Generation war es, die Housman mit seiner unausgesprochenen sexuellen Revolte und seinem persönlichen Groll gegen Gott ansprach. Sicherlich war er patriotisch, aber in harmloser, altmodischer Weise, mehr zu Rotröckchen und den Klängen von »God save the Queen«, als zu Stahlhelmen und »Hängt den Kaiser«. Außerdem war er genügend antichristlich - er vertrat eine Art von bitterem, herausforderndem Heidentum, die Überzeugung, daß das Leben kurz ist und die Götter gegen die Menschen sind, was genau zu der unter den Jungen vorherrschenden Gesinnung paßte. Und das alles in einer bezaubernden, zerbrechlichen Versform mit fast ausschließlich einsilbigen Wörtern.

Wie man noch sehen wird, habe ich Housman behandelt, als sei er ausschließlich ein Propagandist und Verfasser von Maximen und Zitaten. Fraglos war er mehr. Man sollte ihn jetzt nicht unterbewerten, nur weil er vor nicht allzu langer Zeit überbewertet worden ist. Auch wenn man mit dieser Behauptung heute auf Widerspruch stoßen wird, zahlreiche seiner Gedichte von ihm werden kaum lange vernachlässigt bleiben. Aber im Grunde ist es doch immer die Tendenz eines Schriftstellers, seine »Absicht«, seine »Aussage«, weswegen er beliebt oder unbeliebt ist. Ein Beweis dafür ist die außerordentliche Schwierigkeit, ein Buch für literarisch wertvoll zu halten, das unsere tiefsten Überzeugungen ernstlich verletzt. Kein Buch ist gänzlich neutral. Irgendeine Tendenz ist immer erkennbar, ob es sich um Verse oder Prosa handelt, selbst wenn sie nur die Form oder die Bildauswahl bestimmt. Aber Dichter mit großer Popularität wie Housman sind in der Regel ausgesprochen gnomische Schriftsteller.

Nach dem Krieg, nach Housman und den »Naturdichtern«, trat eine Gruppe mit völlig anderer Zielrichtung in Erscheinung - Joyce, Eliot, Pound, Lawrence, Wyndham, Lewis, Aldous Huxley, Lytton Strachey. Bis in die späten zwanziger Jahre waren sie »die Bewegung«, so wie in den letzten Jahren die Gruppe Auden/Spender. Sicher können nicht alle begabten Schriftsteller dieser Zeitspanne der Gruppe zugezählt werden. E. M. Forster zum Beispiel, auch wenn er sein bestes Buch um 1923 schrieb, gehörte im wesentlichen zur Vorkriegszeit, während Yeats offenbar in keinem seiner Stadien den zwanziger Jahren zuzurechnen ist. Andere, die damals noch lebten, wie Moore, Conrad, Bennett, Wells, Norman Douglas, hatten ihr Pulver schon lange vor Ausbruch des Krieges verschossen. Es gibt einen Schriftsteller, den man zu der Gruppe zählen müßte, wenn auch nicht im streng literarischen Sinn - Somerset Maugham. Man kann natürlich die Daten nicht so genau bestimmen; die meisten der erwähnten Schriftsteller hatten bereits vor dem Krieg Bücher veröffentlicht. Trotzdem kann man sie als Nachkriegs-Schriftsteller bezeichnen, wie die heutigen Jünger als Schriftsteller der Zeit nach der Wirtschaftskrise, dennoch könnte man alle literarischen Zeitschriften der Zeit durchblättern, ohne zu merken, daß diese Leute die »Bewegung« sind. Mehr denn jemals bemühen sich die Koryphäen des literarischen Journalismus, daran festzuhalten, daß die vorletzte Periode noch kein Ende gefunden hat. Squire thronte im *London Mercury*, Gibbs und Walpole waren die Götter der führenden Buchhandlungen. Man trieb einen Kult mit Frohsinn und Männlichkeit, Bier und Cricket, Priar-Pfeifen und Monogamie, und man konnte sicher sein, ein paar Guineen zu verdienen, wenn man einen Artikel gegen die progressiven »Highbrows« schrieb. Dabei hatten gerade sie, die inzwischen abgesetzten, sich die junge Generation erobert. Der Sturm wehte von Europa, und hatte lange vor 1930 der »Bier- und-Cricket«-Schule alles, bis auf ihr Heldentum, vom Leib

gerissen.

Das erste, was einem bei der Gruppe der von mir oben erwähnten Schriftsteller auffällt, ist, daß sie gar nicht nach einer Gruppe aussehen. Überdies würden mehrere energisch dagegen Protest erheben, mit einigen anderen zusammengeworfen zu werden. Im Grunde waren Lawrence und Eliot einander nicht sympathisch. Huxley verehrte Lawrence, war aber von Joyce angewidert. Die übrigen dürften verächtlich auf Huxley, Strachey, Maugham heruntergesehen haben, und Lewis griff alle der Reihe nach an; sein Ruf als Schriftsteller beruht denn auch zum großen Teil auf diesen Angriffen. Und doch gibt es vom Temperament her eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen allen, die heute deutlicher ist als noch vor einem Dutzend Jahren. Am besten könnte man sie als *pessimistische Haltung* bezeichnen. Dabei muß man jedoch klarstellen, was mit Pessimismus gemeint ist.

Wenn die Grundeinstellung der Georgianischen Dichter »Naturliebe« war, so ist die der Nachkriegs-Schriftsteller die »tragische Einstellung zum Leben«. Der Geist in Housmans Gedichten zum Beispiel ist nicht tragisch, sondern nur quengelig, es ist ein enttäuschter Hedonismus. Das gleiche gilt für Hardy, wobei man jedoch *The Dynasts (A Drama of the Napoleonic Wars)* ausnehmen sollte. Aber die Gruppe Joyce-Eliot trat erst später in Erscheinung. Der Puritanismus ist nicht ihr Hauptgegner. Von Anfang an waren sie imstande, die meisten Dinge zu durchschauen, für welche ihre Vorgänger gekämpft hatten. Alle weigerten sich gefühlsmäßig, den »Fortschritt« zu feiern. Nicht nur, daß sie ihn leugnen, sie wollen ihn auch gar nicht. Bei aller Übereinstimmung in dieser Frage gibt es natürlich zwischen den Schriftstellern, die ich genannt habe, unterschiedliche Einstellungen, wie Unterschiede im Talent. Der Pessimismus Eliots ist zum Teil der des Christentums, der eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber menschlichem Elend einschließt, zum Teil die Klage über den

Niedergang der westlichen Zivilisation («Wir sind die ausgehöhlten Menschen, wir sind die vollgestopften Menschen« etc. etc.), eine Art Götterdämmerungs-Stimmung, die ihn schließlich, wie in *Sweeney Agonistes*, so weit führt, das moderne Leben für ärger zu erklären, als es wirklich ist. Bei Strachey handelt es sich nur um den urbanen Skeptizismus des 18. Jahrhunderts, verbunden mit einer Neigung, alles herunterzuziehen. Bei Maugham ist es eine Art stoischer Resignation, der Hochmut des Pukka-Sahib irgendwo östlich von Suez, der seine Geschäfte weiterführt, ohne an sie zu glauben, wie ein antonionischer Kaiser.

Lawrence scheint auf den ersten Blick kein pessimistischer Schriftsteller zu sein, weil er wie Dickens ein Mann der »inneren Wandlung« ist und unentwegt dafür eintritt, das Leben wäre hier und jetzt völlig in Ordnung, wenn man es nur ein wenig unter einem andern Gesichtspunkt betrachten würde. Was er fordert, ist eine Bewegung »los von unserer mechanisierten Zivilisation«, die natürlich unmöglich ist, und das weiß er auch. Daher führt sein Unmut über die Gegenwart wieder zu einer Idealisierung der Vergangenheit, diesmal eine abgesicherte, mythische Vergangenheit, das Bronze-Zeitalter. Wenn Lawrence uns die Etrusker (*seine* Etrusker) vorzieht, so kann man nur schwer widersprechen, und doch ist es nach allem eine Art von Defätismus, weil es nicht in der Richtung liegt, in der sich die Welt bewegt. Die Art von Leben, auf die er immer hinweist, ist ein Leben, das sich um die einfachen Mysterien dreht - Geschlecht, Erde, Feuer, Wasser, Blut-, also eine verlorene Sache. Herausgekommen ist bei ihm auch nur der Wunsch, die Verhältnisse möchten sich in einer Weise entwickeln, in der sie sich ganz offensichtlich nicht entwickeln. »Eine Welle von Nächstenliebe oder eine Welle des Todes«, erklärt er, aber klar ist, daß es auf dieser Seite des Horizonts keine Wellen der Nächstenliebe geben wird. So flüchtet er nach Mexiko und stirbt mit 45, wenige Jahre bevor die Welle des

Todes anrollt. Man wird wieder sehen, daß ich von all diesen Leuten spreche, als ob sie keine Künstler wären, sondern bloße Propagandisten, die eine Botschaft verkünden. Und wiederum liegt es auf der Hand, daß sie alle mehr sind. Es wäre zum Beispiel absurd, in *Ulysses* eine Anprangerung der Schrecken des modernen Lebens zu sehen, der »schmutzigen *Daily-Mail*-Ärz«, wie Pound sie nannte. Joyce hat wahrhaftig mehr von einem »reinen Künstler« als die meisten Schriftsteller. Aber den *Ulysses* hätte keiner schreiben können, der bloße Wortgebilde zusammenbaut; es ist das Produkt einer besonderen Lebensanschauung, der Anschauung eines Katholiken, der seinen Glauben verloren hat. Was Joyce aussagt, ist: »Hier habt ihr das Leben ohne Gott. Seht es euch an!« Seine technischen Neuerungen, so bedeutend sie sind, dienen in erster Linie diesem Leitsatz.

Besonders bemerkenswert bei all diesen Autoren ist, daß ihre Zielsetzung in den Wolken schwebt. Die dringenden Tagesprobleme bleiben unbeachtet, vor allen Dingen die Politik im engeren Sinn. Unsere Augen richten sich nach Rom, nach Byzanz, nach dem Montparnasse, nach Mexiko, auf die alten Etrusker, auf das Unterbewußtsein, den Solar-Plexus - auf alles, nur nicht auf das, was sich wirklich abspielt. Bei einem Rückblick auf die zwanziger Jahre erscheint einem nichts so sonderbar wie der Umstand, daß eigentlich kein einziges großes Ereignis in Europa von der englischen Intelligenz zur Kenntnis genommen wurde. Die Russische Revolution zum Beispiel kommt in England zwischen dem Tod Lenins und der Ukrainischen Hungersnot etwa zehn Jahre lang überhaupt nicht zum Bewußtsein. In dieser ganzen Zeit ist Rußland ein Synonym für Tolstoi, Dostojewski und emigrierte Großfürsten als Taxifahrer. Italien bedeutet Gemäldegalerien, Ruinen, Kirchen und Museen, nicht etwa Schwarzhemden. Deutschland: das sind Filme, Nacktkultur und Psychoanalyse - aber nicht Hitler, von dem bis 1931 kein Mensch etwas gehört hat. In

»kultivierten« Kreisen nimmt der »l'art pour l'art«-Standpunkt die Form der Anbetung des Nichtssagenden an. Literatur besteht angeblich nur aus der Zusammenstellung von Wörtern. Ein Buch seinem Sujet nach zu beurteilen galt als unverzeihliche Sünde, und dem Sujet auch nur die geringste Beachtung zu schenken, war eine Geschmacklosigkeit. Um 1928 findet man unter den drei wirklich guten Witzen, die der *Punch* seit dem Weltkrieg produzierte, folgenden: Ein unausstehlicher junger Mann erklärt seiner Tante, daß er die Absicht habe, Schriftsteller zu werden. »Und worüber willst du schreiben, lieber Junge?« fragt die Tante. »Liebe Tante«, erwidert er in vernichtendem Ton, »man schreibt nicht *über* etwas, sondern man *schreibt* einfach.«

Die besten Schriftsteller der zwanziger Jahre waren nicht dieser Auffassung. Ihr Ziel war in den meisten Fällen ziemlich deutlich zu erkennen und lag mehr auf einer moralischkulturellreligiösen Linie. In gewisser Weise ist die Tendenz aller Mitglieder dieser Gruppe konservativ. Lewis zum Beispiel verbrachte Jahre damit, überall Bolschewismus zu wittern, den er an den unmöglichsten Stellen aufspürte. In jüngerer Zeit hat er einige seiner Anschauungen geändert, vielleicht beeindruckt von Hitlers Verhalten Künstlern gegenüber, aber man kann unbesorgt sein, er wird nicht zu weit nach links geraten. Pound scheint endgültig auf den Faschismus hereingefallen zu sein, jedenfalls auf die italienische Spielart. Eliot hat sich nach keiner Seite gebunden, aber mit vorgehaltener Pistole vor die Wahl zwischen Faschismus und einer mehr demokratischen Form von Sozialismus gestellt, würde er sich vermutlich für den Faschismus entscheiden. Huxley startet mit der üblichen Verzweiflung am Leben, versucht dann aber, unter dem Einfluß von Lawrences »schwarzen Eingeweiden« etwas, was man als »Anbetung des Lebens« bezeichnet hat, und landet schließlich beim Pazifismus - eine vertretbare und in diesem Augenblick sogar ehrenvolle

Haltung, die aber auf lange Sicht zu einer Ablehnung des Sozialismus führen dürfte. Weiter ist bemerkenswert, daß die meisten Schriftsteller dieser Gruppe eine Neigung zur katholischen Kirche haben, wenn auch meist in einem Sinn, den ein orthodoxer Katholik nicht akzeptieren würde.

Die geistige Verwandtschaft zwischen Pessimismus und Reaktion liegt zweifellos offen zutage. Aber es ist vielleicht weniger deutlich, warum die führenden Schriftsteller der zwanziger Jahre vorwiegend pessimistisch dachten. Warum stößt man fortgesetzt auf die Vorliebe zur Dekadenz? Zu Totenschädeln und Kakteen, Klagen um den verlorenen Glauben, Sehnsucht nach nicht zu realisierenden Zivilisationen? War es vielleicht deshalb, weil sie alle in einer sehr komfortablen Zeit schrieben? Gerade dann floriert diese »kosmische Verzweiflung«. Leute mit leerem Magen verzweifeln nicht am Universum, ja, sie denken nicht einmal über das Universum nach. Der ganze Abschnitt zwischen 1910 und 1930 war eine Periode des Wohlstands, und selbst die Kriegsjahre waren physisch erträglich, wenn man das Glück hatte, als Nicht-Kämpfer in einem der Länder der Alliierten zu leben. Besonders die zwanziger Jahre waren das Goldene Zeitalter der intellektuellen »Rentiers«, eine Periode der Verantwortungslosigkeit, wie sie die Welt nicht erlebt hatte bisher. Der Krieg war zu Ende, die neuen totalitären Staaten noch nicht in Erscheinung getreten, irgendwelche moralischen und religiösen Tabus gab es nicht mehr, und das Geld rollte. »Desillusion« war Mode. Jeder mit festen 500 Pfund im Jahr zählte sich zur Intelligenz und begann sich im »taedium vitae« zu üben. Es war die Epoche der Zehndollarstücke und der weichen Birnen, der billigen Verzweiflung, der Hinterhof-Hamlets, der ermäßigten Rückfahrkarten zum Ende der Nacht. In einigen der zweitrangigen, charakteristischen Bücher, wie *Told by an Idiot* (von Rose Macaulay, ersch. 1923), erreichte die Verzweiflung-am-Leben-Stimmung die Atmosphäre eines

Türkischen Bades in Selbstmitleid. Und die besten Schriftsteller der Zeit kann man einer zu olympischen Haltung überführen, einer zu großen Bereitwilligkeit, angesichts der praktischen Zeitfragen, ihre Hände in Unschuld zu waschen. Sie betrachten das Leben durchaus umfassend, weit mehr als alle ihre unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger, aber sie sehen es wie durch ein umgekehrtes Fernrohr. Das beeinträchtigt den Wert ihrer Bücher keineswegs. Der Prüfstein jedes Kunstwerks ist das Überleben, und es ist eine Tatsache, daß ein Großteil dessen, was in der Zeit von 1910 bis 1930 geschrieben worden ist, noch heute lebt und allem Anschein nach auch noch länger fortleben wird. Man braucht nur an *Ulysses* zu denken, an *Of Human Bondage* (*Des Menschen Hörigkeit* von Somerset Maugham, ersch. 1915), an die meisten frühen Schriften von Lawrence, besonders an seine Kurzgeschichten, und praktisch an alle Gedichte von Eliot bis etwa um 1930, um sich zu fragen, was vom gegenwärtigen literarischen Schaffen sich so gut halten wird.

Aber in den Jahren 1930-35 ereignet sich etwas. Das literarische Klima verändert sich, eine neue Gruppe von Schriftstellern, Auden, Spender und alle anderen, trat in Erscheinung; und obwohl diese ihren Vorgängern technisch viel verdanken, ist ihre Richtung gänzlich anders. Mit einem Schlag sind wir aus dem Zwielficht der Götterdämmerung herausgetreten und in eine Pfadfinder-Atmosphäre mit nackten Knien und gemeinschaftlichem Singen geraten. Der typische Literat ist nicht mehr ein kultivierter Emigrant mit einem Hang zur Kirche, sondern ein fleißiger Schüler mit kommunistischen Neigungen. Wenn der Grundton bei den Schriftstellern der zwanziger Jahre das »tragische Lebensgefühl« war, so ist es jetzt bei den neuen die »ernste Zielsetzung«.

Die Unterschiede zwischen den beiden Richtungen werden in dem Buch *Modern Poetry* von Louis MacNeice ausführlich behandelt. Dieses Buch ist natürlich ausschließlich vom

Standpunkt der jüngeren Gruppe geschrieben und sieht die Überlegenheit ihrer Maßstäbe als gegeben an. Nach MacNeice sind »Die Dichter von *New Signatures*'..., anders als Yeats und Eliot, gefühlsmäßig parteiisch. Yeats trat für eine Abkehr von Begierde und Haß ein; Eliot lehnte sich zurück und beobachtete mit *ennui* und ironischem Selbstmitleid die Gefühle anderer Leute. Die gesamte Lyrik von Auden, Spender, Day-Lewis auf der anderen Seite schließt persönliche Begierden und Haß in sich ein, und weiter die Überzeugung, daß man das eine wollen und das andere hasSEN sollte.«

Und an anderer Stelle:

»Bei den Dichtern von *New Signatures* ist das Pendel zurückgeschwungen, bis zu der griechischen Vorliebe für Information und Aussage. Das erste Erfordernis ist, daß man etwas zu sagen hat, und danach, daß man es so gut sagen muß, wie man kann.«

Mit ändern Worten, es gibt wieder ein Ziel, die jüngeren Schriftsteller sind »in die Politik gegangen«. Wie ich bereits ausgeführt habe, sind Eliot & Co. in Wahrheit nicht so unparteiisch, wie MacNeice vorgibt. Und trotzdem ist es im weitesten Sinne wahr, daß der Akzent in der Literatur in den zwanziger Jahren mehr auf der Technik lag und weniger auf dem Sujet wie heute.

Die führenden Persönlichkeiten dieser Gruppe sind Auden, Spender, Day-Lewis, MacNeice, zu denen noch eine lange Reihe von Schriftstellern mehr oder weniger derselben Tendenz kommen: Isherwood, John Lehmann, Arthur Calder-Marshall, Edward Upward, Alec Brown, Philip Henderson und noch viele andere. Wie schon vorher fasse ich sie alle zusammen, einfach ihrer Tendenz nach. Fraglos sind sie sehr unterschiedlich talentiert. Aber wenn man diese Schriftsteller mit der Generation Joyce-Eliot vergleicht, so fällt einem sofort auf, wieviel leichter es ist, sie in eine Gruppe zusammenzufassen. Technisch stehen sie einander näher, politisch sind sie fast ununterscheidbar, und

die Kritik, die einer am Werk des ändern übte, war immer (gelinde gesagt) nachsichtig. Die prominentesten Schriftsteller der zwanziger Jahre kamen aus ganz verschiedenen Schichten, ein paar waren durch die normale englische Erziehungsmühle gedreht worden (übrigens waren bis auf Lawrence die besten keine Engländer), und die meisten hatten zu Zeiten mit Armut, Nichtbeachtung und sogar mit regelrechter Verfolgung zu kämpfen. Andererseits paßten fast alle jüngeren in das Internat - Universität-Bloomsbury-Schema. Die wenigen, die aus dem Proletariat stammen, gehören zu denen, die früh im Leben ihrer Klasse entrückt wurden, erst durch Stipendien, dann durch die Bleiche der Londoner »Kultur«. Bezeichnenderweise sind viele dieser Gruppe nicht nur Schüler gewesen, sondern später auch Lehrer an Public Schools geworden. Vor ein paar Jahren habe ich Auden »eine Art saftloser Kipling« genannt. Als Kritik war das natürlich unverantwortlich, lediglich eine boshafte Bemerkung, denn tatsächlich merkt man in Audens Frühwerk einen Aufschwung - etwas, das von Kiplings »If« oder Newbolts »Play Up, Play Up and Play the Game!« nicht so weit entfernt scheint. Oder ein Gedicht wie »Ihr geht jetzt fort und nun kommt es auf euch an, Jungens!« - Das ist reines Pfadfindertum, genau der Ton des offenen Zehn-Minuten-Gesprächs über die Gefahren der Selbstbefriedigung. Fraglos ist darin ein gewollt parodistisches Element, ungewollt ist die Ähnlichkeit mit den eben genannten Beispielen. Die selbstgefällige Note der meisten Schriftsteller ist ein Symptom der Befreiung. Indem sie die »Reine Kunst« über Bord werfen, haben sie sich selber von der Furcht befreit, lächerlich zu erscheinen, und damit ihre Ziele wesentlich erweitert. Die prophetische Seite des Marxismus ist zum Beispiel ein neuer Stoff für die Poesie und hat große Möglichkeiten:

We are nothing. We have fallen

Into the dark and shall be destroyed. Think though, that in this

darkness We hold the secret hub of an idea Whose living sunlit
wheel revolves in future years outside.

[Wir sind nichts. Wir sind ins Dunkel gefallen und werden
zerstört werden. Denk aber, daß wir in dieser Dunkelheit den
heimlichen Hebel einer Idee in Händen halten, deren lebendiges,
sonnenleuchtendes Rad sich in künftigen Jahren draußen drehen
wird. Spender, *Trial of a Judge*]

Zur gleichen Zeit jedoch hatte sich die Literatur dadurch, daß
sie marxistisch wurde, keineswegs den Massen genähert. Selbst
wenn man etwas Verzögerung in Rechnung stellt, waren Auden
und Spender sogar weniger populär als Joyce und Eliot, von
Lawrence ganz zu schweigen. Wie zuvor gab es zahlreiche
zeitgenössische Schriftsteller, die abseits der Strömung standen,
aber was das für eine Strömung war, daran kann es kaum einen
Zweifel geben. Mitte und Ende der dreißiger Jahre waren Auden
und Spender & Co. die »Bewegung« wie Joyce, Eliot & Co. in
den zwanziger Jahren. Und die Bewegung bewegt sich auf eine
ziemlich schlecht definierte Angelegenheit namens
Kommunismus zu. Bereits 1934 oder 1935 wurde es in
literarischen Kreisen als exzentrisch angesehen, wenn jemand
nicht mehr oder weniger »links« stand. Und ein oder zwei Jahre
später hatte sich bereits eine linke Orthodoxie entwickelt, durch
die bestimmte Ansichten über bestimmte Sujets absolut
unumgänglich gemacht wurden. Die Idee hatte an Boden
gewonnen (siehe Edward Upward und andere), daß ein
Schriftsteller entweder ein »linker« Aktivist sein oder schlecht
schreiben müsse. Zwischen 1935 und 1939 übte die
Kommunistische Partei eine fast unwiderstehliche
Anziehungskraft auf alle Schriftsteller unter vierzig aus. Jeden
Tag konnte man hören, daß Soundso »eingetreten« sei, so wie es
wenige Jahre vorher, als der Katholizismus in Mode war, zu
hören war, daß Soundso »aufgenommen« worden war. Etwa

drei Jahre lang stand tatsächlich ein großer Teil der englischen Literatur unter kommunistischer Kontrolle. Wie konnte es dazu kommen? Und zugleich, was ist unter »Kommunismus« zu verstehen? Besser, man beantwortet die zweite Frage zuerst.

Die kommunistische Bewegung in Westeuropa begann als eine Bewegung zum gewaltsamen Umsturz des Kapitalismus und entartete innerhalb weniger Jahre zu einem Instrument der russischen Außenpolitik. Vermutlich war das unvermeidlich, nachdem der revolutionäre Aufschwung, der auf den Weltkrieg gefolgt war, in sich zusammengefallen war. Soviel ich weiß, ist die einzige umfassende Geschichte der Bewegung in England Franz Borkenaus Buch: *Die kommunistische Internationale*. Was sich aus Borkenaus Tatsachenmaterial sogar klarer ergibt als aus seinen Schlußfolgerungen, ist, daß der Kommunismus sich niemals zu dem hätte entwickeln können, was er heute ist, wenn in den Industrieländern des Westens eine wirklich revolutionäre Situation bestanden hätte. Für England liegt es auf der Hand, daß sie die ganzen letzten Jahre nicht bestanden hat. Die lächerlichen Mitgliederzahlen sämtlicher extremistischer Parteien zeigen dies klar. Es ist deshalb nur natürlich, daß die englische kommunistische Bewegung von Leuten gelenkt wurde, die geistig von Rußland abhängig waren und kein wirkliches Ziel besaßen, außer die britische Außenpolitik im Interesse Rußlands zu beeinflussen. Natürlich kann ein solches Ziel nicht offen zugegeben werden, und das verleiht der kommunistischen Partei ihren ganz besonderen Charakter. Ein kommunistischer Redner ist praktisch ein russischer Propagandist, der sich als internationaler Sozialist ausgibt, eine Pose, die in normalen Zeiten keine Schwierigkeit macht, in kritischen Perioden jedoch zu Komplikationen führt, weil die UdSSR in ihrer Außenpolitik nicht weniger skrupellos ist als die ändern Großmächte. Bündnisse, Frontwechsel etc., die nur im Spiel der Machtpolitik einen Sinn haben, müssen in Begriffen und Ausdrücken des internationalen Sozialismus erklärt und

gerechtfertigt werden. Jedesmal, wenn Stalin seine Partner wechselt, muß der »Marxismus« umgeformt werden. Das zieht sprunghafte, gewaltsame Veränderungen der »Linie«, Säuberungen, Denunziationen, eine radikale Umwandlung der Partei-Literatur etc. etc. nach sich. Jeder Kommunist muß damit rechnen, von einem Augenblick zum ändern entweder seine grundsätzliche Überzeugung zu ändern oder aus der Partei auszutreten. Was am Montag noch als unantastbares Dogma galt, kann bereits am Dienstag eine unverzeihliche Abweichung sein. Das hat sich in den letzten zehn Jahren wenigstens dreimal ereignet. Daraus ergibt sich, daß in jedem westeuropäischen Land eine kommunistische Partei immer instabil und für gewöhnlich sehr klein bleibt. Ihre ständigen Mitglieder sind in Wirklichkeit ein innerer Ring von Intellektuellen, die mit der russischen Bürokratie gemeinsame Sache machen, und einer nur wenig größeren Zahl von Angehörigen der arbeitenden Klasse, die gefühlsmäßig Sowjetrußland die Treue halten, ohne deshalb seine Politik zu verstehen. Daneben gibt es noch eine fluktuierende Mitgliedschaft, von der bei jeder Änderung der »Linie« der eine Teil kommt und der andere geht. 1930 war die englische kommunistische Partei eine winzige, kaum legale Organisation, deren Hauptbeschäftigung darin bestand, die Labour Partei mit Dreck zu bewerten. Aber 1935 hatte sich das Gesicht Europas geändert, und damit änderte sich auch die Politik des linken Flügels. Hitler war an die Macht gekommen und begann aufzurüsten. Die russischen Fünfjahrespläne hatten Erfolg gehabt, Rußland war als die militärische Großmacht wieder auf dem Plan erschienen. Als deutlich wurde, daß die drei Hauptziele des Hitlerschen Angriffs Großbritannien, Frankreich und die UdSSR waren, sahen sich diese drei Länder zu einer Art unbequemem »rapprochement« gezwungen. Das bedeutet, daß die englischen oder französischen Kommunisten notgedrungen gute Patrioten und Imperialisten werden mußten - das heißt, genau die Dinge verteidigen mußten, die sie fünfzehn

Jahre lang angegriffen hatten. Das Rot der Komintern-Parolen verblaßte zu Rosa. Die »Weltrevolution« und der »Sozial-Faschismus« machten einer »Verteidigung der Demokratie« und einem »Stoppt Hitler!« Platz. Die Jahre 1935-39 bezeichneten eine Periode des Anti-Faschismus und der Volks-Front, die Blütezeit des »linken« Buches. Rote Herzoginnen und »undogmatische« Geistliche zogen über die Schlachtfelder des Spanischen Krieges, und Winston Churchill war der blauäugige Knabe des *Daily Worker*. Seit damals hat sich allerdings einiges an der »Linie« geändert. Für mein Anliegen bleibt wichtig, daß die jüngeren englischen Schriftsteller während der »antifaschistischen« Periode zum Kommunismus neigten.

Der Hahnenkampf Demokratie gegen Faschismus übte schon an sich eine Anziehungskraft auf diese Autoren aus, auf alle Fälle war aber ihre Bekehrung um diese Zeit fällig. Offensichtlich hatte der »laissez-faire«-Kapitalismus abgewirtschaftet, und irgendwie mußte eine Art von Wiederaufbau kommen. In der Welt von 1935 konnte man nur schwer politisch gleichgültig bleiben. Woher aber kam die Neigung dieser jungen Leute zu einer so entlegenen Ideologie wie dem russischen Kommunismus? Warum fühlten sich Schriftsteller von einer Form des Sozialismus angezogen, welche geistige Ehrlichkeit unmöglich machte? Die Erklärung liegt in etwas, das bereits vor dem wirtschaftlichen Niedergang und noch vor Hitler in Erscheinung getreten war: der Arbeitslosigkeit der Mittelschicht. Arbeitslos sein heißt nicht nur keine Anstellung haben. Die meisten Menschen können irgendeine Arbeit bekommen, selbst in den schlechtesten Zeiten. Das Problem liegt darin, daß es um 1930 keine Tätigkeit gab, an die ein denkender Mensch hätte glauben können, ausgenommen vielleicht wissenschaftliche Forschung, Kunst und linke Politik. Die Entlarvung der westlichen Zivilisation hatte ihren tiefsten Punkt erreicht, und »Desillusioniertheit« breitete sich aus. Wer konnte noch sicher sein, auf dem üblichen bürgerlichen Weg

durchs Leben zu gehen, als Soldat, Geistlicher, Makler, Beamter der Indischen Zivilverwaltung oder sonst etwas? Und wie viele Werte, mit denen unsere Großväter gelebt hatten, konnten noch ernst genommen werden? Patriotismus, Religion, das Empire, die Familie, die Heiligkeit der Ehe, die Krawatte der alten Schule, Geburt, Erziehung, Ehre, Disziplin - jeder mit durchschnittlicher Bildung konnte innerhalb von drei Minuten den ganzen Kram von innen nach außen kehren. Was aber erreicht man schließlich mit dieser Trennung von Grundbegriffen wie Patriotismus und Religion? Nicht unbedingt eine Befreiung von der Notwendigkeit, an *irgend etwas zu glauben*. Wenige Jahre zuvor hatte es so etwas wie eine falsche Morgenröte gegeben, als viele junge Intellektuelle, darunter mehrere recht begabte Schriftsteller (Evelyn Waugh, Christopher Hollis und andere), sich in den Schoß der katholischen Kirche geflüchtet hatten. Bezeichnend ist, daß sie fast unterschiedslos die römische Kirche und nicht zum Beispiel die englische Hochkirche, die griechischorthodoxe oder eine der protestantischen Sekten gewählt hatten. Sie hatten sich für die Kirche mit einer weltumspannenden Organisation entschieden, mit einer strengen Disziplin, mit Macht und Ansehen. Vielleicht sollte man erwähnen, daß der letzte, wirklich bedeutende Konvertit, nämlich Eliot, nicht zur römischkatholischen, sondern zur anglikanischen übertrat, dem kirchlichen Gegenstück zum Trotzismus. Ich glaube, man braucht nicht viel weiter zu gehen, um den Grund zu finden, weshalb die jungen Schriftsteller der dreißiger Jahre in Scharen in die Kommunistische Partei eintraten oder sich ihr zumindest näherten. Hier war einfach etwas, woran man glauben konnte. Hier war eine Kirche, eine Armee, eine Glaubenslehre, eine Disziplin. Hier war ein Vaterland und - jedenfalls seit ungefähr 1935 - ein Führer. Treue und Aberglauben, von der Intelligenz scheinbar verbannt, kamen rauschend zurück, und zwar unter der durchsichtigsten Tarnung. Patriotismus, Religion, Empire,

militärischer Ruhm in einem Wort: Rußland, Vater, König, Führer, Held, Retter alles in einem: Stalin. Gott-Stalin. Der Teufel - Hitler. Himmel - Moskau. Hölle - Berlin. Alle Lücken waren wieder aufgefüllt. Auf diese Weise ist der »Kommunismus« der englischen Intellektuellen schließlich leicht zu erklären. Es ist der Patriotismus der Entwurzelten.

Aber da ist noch etwas, was zweifellos zum Kult um Rußland beitrug, und das ist die Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens in England selbst. Bei allen Ungerechtigkeiten ist England noch immer das Land des »Habeas Corpus«, und die überwältigende Mehrheit der englischen Bevölkerung hat keine Erfahrung von Gewalt oder Ungesetzlichkeit. Ist man in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, kann man sich nur schwer vorstellen, was ein despotisches Regime bedeutet. Fast alle prominenten Schriftsteller der dreißiger Jahre gehörten zur weichgekochten, emanzipierten Mittelklasse und waren zu jung, um sich noch deutlich an den Weltkrieg zu erinnern. Für Leute dieses Schlages sind Dinge wie Säuberungen, Geheimpolizei, standrechtliche Erschießungen, Inhaftierung ohne Gerichtsverfahren etc. zu fern, um schrecklich zu wirken. Sie können Totalitarismus verdauen, *weil* sie nichts anderes kennen als Liberalismus. Man lese zum Beispiel den folgenden Auszug aus Audens Gedicht »Spanien« (dieses Gedicht ist übrigens eines der wenigen ehrlichen literarischen Produkte über den Spanischen Krieg):

Tomorrow for the young, the poets exploding like bombs, The
walks by the lake, the weeks of perfect communion; Tomorrow
the bicycle races

Through the suburbs on summer evenings. But today the
struggle.

Today the deliberate increase in the chances of death, The
conscious acceptance of guilt in the necessary murder;

Today the expending of powers On the flat ephemeral
pamphlet and the boring meeting.

[Morgen für die Jungen, die Dichter wie Bomben
explodierend, die Spaziergänge am See, die Wochen
vollkommener Harmonie; Morgen die Radrennen durch die
Vororte an Sommerabenden. Aber heute der Kampf. Heute die
absichtliche Zunahme der Todeschancen, die bewußte
Anerkennung von Schuld beim notwendigen Mord; heute die
Kraftverschwendung bei platten vergänglichen Flugblättern und
langweiligen Versammlungen.]

Die zweite Strophe ist wie eine hingewischte Skizze eines
Tages im Leben eines »guten Parteigenossen«. Am Morgen ein
paar politische Morde, ein Zwischenspiel von zehn Minuten, um
»bürgerliche« Gewissensbisse zu beschwichtigen, darauf ein
hastig heruntergeschlungenes Mittagessen und dann ein
arbeitsreicher Nachmittag und Abend, ausgefüllt mit
Kreideinschriften an Mauern und Flugblattverteilungen. Alles
enorm erbaulich. Man beachte jedoch den Ausdruck
»notwendiger Mord«, das konnte nur jemand schreiben, für den
Mord höchstens ein Wort ist. Ich persönlich würde nicht so
leichtfertig von Mord sprechen. Ich habe nämlich die Leichen
vieler ermordeter Männer gesehen - ich meine nicht, im Kampf
gefallen, ich meine ermordet. Deswegen verbindet sich mit
diesem Wort eine bestimmte Vorstellung: Terror, Haß,
weinende Angehörige, Leichenschau, Blut, die Gerüche. Für
mich bedeutet Mord etwas, das es nicht geben dürfte. Das gilt
für jeden normalen Menschen. Die Hitler und Stalin halten den
Mord für notwendig. Aber sie plakatieren ihre Roheit nicht und
bezeichnen sie nicht als Mord, sondern als »Liquidierung«,
»Eliminierung« oder dergleichen. Der Amoralismus Audenscher
Prägung ist nur bei jemand möglich, der immer gerade nicht da
ist, wenn abgedrückt wird. In der linken Literatur wird viel mit

dem Feuer gespielt, von Leuten, die nicht einmal wissen, daß Feuer brennt.

Die Kriegshetze, zu der sich die englische Intelligenz in der Zeit 1935-39 hergegeben hat, basierte zum großen Teil auf der persönlichen Gefährlosigkeit. Es war eine Haltung, die sich von der in Frankreich stark unterschied, wo der Militärdienst nicht leicht zu umgehen ist und sogar Literaten das Gewicht des Marschgepäcks kennen.

Gegen Ende des Buches *Enemies of Promise* (ersch. 1938) von Cyril Connolly findet man eine aufschlußreiche Passage. Der erste Teil des Buches ist mehr oder weniger eine kritische Untersuchung der heutigen Literatur. Connolly gehört genau zu der Schriftsteller-Generation der »Bewegung«, und deren Werte sind ohne viel Vorbehalte auch die seinen. Es ist interessant, festzustellen, daß er von den Prosa-Schriftstellern hauptsächlich diejenigen bewundert, die besonders oft Gewalttätigkeiten schildern - die Möchtegern-Härte der amerikanischen Schule, Hemingway etc. Der letzte Teil des Buches ist autobiographisch und besteht aus einem Rechenschaftsbericht von faszinierender Genauigkeit über das Leben in einer Vorschule und in Eton von 1910 bis 1920. Connolly schließt mit der Bemerkung:

»Müßte ich irgendein Fazit aus meinen Gefühlen beim Abschied von Eton ziehen, so könnte man es als eine *Theorie der permanenten Pubertät* bezeichnen. Es ist die Theorie, daß die Erfahrungen, die man als Junge in den großen Internaten macht, so tiefe Spuren hinterlassen, daß sie das ganze spätere Leben beherrschen und jede Entwicklung unmöglich machen.«

Wenn man den zweiten Satz dieser Passage liest, so ist die erste Reaktion, nach einem Druckfehler zu suchen. Man vermutet, daß eine Negation ausgelassen ist. Aber nein, nicht im geringsten! Er meint es wirklich so! Und mehr noch, was er sagt, entspricht perverserweise voll und ganz der Wahrheit. Das »kultivierte« Leben der Mittelklasse hat einen solchen Gipfel an Verweichlichung erreicht, daß im Vergleich dazu die

Internatserziehung - fünf Jahre in einem lauwarmen Bad von Snobismus. tatsächlich rückblickend als ereignisreiche Periode angesehen werden kann. Von den Schriftstellern, die in den dreißiger Jahren zählten, hat fast keiner etwas anderes erlebt, als was Connolly in *Enemies of Promise* berichtet. Es ist immer wieder das gleiche Schema: Internat, Universität, ein paar Auslandsreisen, dann London. Hunger, Not, Einsamkeit, Exil, Krieg, Gefängnis, Verfolgung, körperliche Arbeit - leerer Schall. Kein Wunder, daß die große Horde, als »rechte Linke« bekannt, keine Schwierigkeiten hatte, die Kehrseite des russischen Regimes mit ihren Säuberungen, die OGPU und die Schrecken des ersten Fünfjahresplanes großzügig zu übersehen. Sie waren so glorreich unfähig, zu verstehen, was das alles zu bedeuten hatte.

Um 1937 war die gesamte Intelligenz geistig im Krieg. Das linke Denken war auf »Anti-Faschismus« reduziert, das heißt auf eine Negation, und eine Sturzflut von Haß-Literatur gegen Deutschland und die Politiker, die der Deutschfreundlichkeit verdächtig waren, ergoß sich aus den Spalten der Presse. Was im Spanischen Krieg auf mich den furchtbarsten Eindruck machte, waren nicht so sehr die Grausamkeiten oder die Fehden zwischen den verschiedenen politischen Gruppen hinter den Linien, sondern daß die Mentalität des Ersten Weltkrieges in den linken Kreisen sofort wieder da war. Dieselben Leute, die sich zwanzig Jahre lang gebrüstet hatten, immun gegen jede Form der Kriegshysterie zu sein, waren die ersten, die sich Hals über Kopf zurück in den geistigen Sumpf von 1914 stürzten. Alle die altbekannten Idioten der Kriegszeit: Spionenjagd, Gesinnungsschnüffelei (Wie riechst du? Bist du auch ein guter Anti-Faschist?), die Greuelmärchen, alles kam wieder mit der Gewalt einer Sturzflut, als ob die dazwischenliegenden Jahre nie gewesen wären. Noch vor Ende des Spanischen Krieges und sogar noch vor München fingen die besten unter den linken Schriftstellern an, sich zu drehen und winden. Weder Auden

noch Spender nahmen Stellung zum Spanischen Krieg in der Weise, die man von ihnen erwartet hätte. Seitdem hat es einen Wandel in der Einstellung und viel Bestürzung und Verwirrung gegeben, weil der tatsächliche Verlauf der Ereignisse die linken Glaubenssätze der letzten Jahre in Unsinn verwandelt hatte. Es bedurfte keines großen Scharfsinns mehr, um zu erkennen, daß viel davon von Anfang an Unsinn gewesen war. Es besteht daher nicht die geringste Sicherheit, daß die nächsten Glaubenssätze besser sein werden als die letzten.

Alles in allem scheint der historische Überblick über die Literatur der dreißiger Jahre die These zu bestätigen, daß ein Schriftsteller gut daran tut, sich aus der Politik herauszuhalten. Jeder, der sich ganz oder teilweise einer Parteidisziplin unterwirft, wird sich früher oder später vor die Alternative gestellt sehen: Linientreue oder Mundhalten. Natürlich ist es denkbar, linientreu zu sein und trotzdem weiterzuschreiben - irgendwie. Jeder Marxist kann mit größter Leichtigkeit nachweisen, daß die Meinungsfreiheit der »Bourgeoisie« eine Illusion ist. Wenn er mit seinem Nachweis fertig ist, bleibt immer noch die psychologische *Tatsache*, daß ohne die »bourgeoise« Freiheit die schöpferischen Fähigkeiten absterben. Es mag sein, daß es einmal in Zukunft eine totalitäre Literatur geben wird, aber sie wird völlig verschieden sein von dem, was wir uns heute vorstellen können. Literatur, wie wir sie kennen, ist eine individuelle Angelegenheit, die intellektuelle Redlichkeit und ein Minimum an Zensur erfordert. Das gilt noch mehr für Prosa als für Verse. Es dürfte kein Zufall sein, daß die besten Schriftsteller der dreißiger Jahre Dichter waren. Die Atmosphäre einer Ideologie ist für die Prosa immer verderblich und für den Roman, die anarchistische literarische Form, geradezu der Ruin. Wie viele gute Katholiken haben gute Romane geschrieben? Selbst die Handvoll, die man nennen könnte, waren gewöhnlich schlechte Katholiken. Der Roman ist tatsächlich eine protestantische Kunstform. Er entsteht nur in

geistiger Freiheit, als Schöpfung eines selbständigen Individuums. Keine Dekade der letzten hundertfünfzig Jahre hat so wenig erzählende Kunst hervorgebracht wie die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts. Dagegen hat es gute Gedichte, gute soziologische Werke, brillante Essays gegeben, aber praktisch keine Erzählliteratur von irgendwelchem Wert. Von 1933 an war ihr das geistige Klima zunehmend feindlich. Keiner, der sensibel genug war, um den *Zeitgeist* zu spüren, konnte der Politik aus dem Weg gehen. Natürlich waren nicht alle in das politische Getriebe verwickelt, aber praktisch jeder hatte am Rande etwas damit zu tun und nahm an Propagandafeldzügen und fragwürdigen Auseinandersetzungen teil. Kommunisten und ihre Sympathisanten übten einen unverhältnismäßig großen Einfluß auf literarische Zeitschriften aus. Es war eine Zeit der Etikettierungen und Schlagworte. In den kritischen Augenblicken erwartete man von einem Schriftsteller, daß er sich selber in einen engen, kleinen, stickigen Käfig von Lügen einschloß. Im besten Fall legte sich fast jeder eine Art freiwilliger Selbstkontrolle auf (»Kann ich das überhaupt schreiben? Ist es nicht profaschistisch?«). Daß in einer solchen Atmosphäre keine guten Romane entstehen konnten, ist selbstverständlich. Gute Romane stammen nicht aus der Feder von Gesinnungsschnüfflern oder Leuten, die fortwährend in der Angst leben, nicht linientreu zu sein. Gute Romane werden von Leuten geschrieben, die *keine Angst* haben. Und damit bin ich wieder bei Henry Miller.

3

Wäre jetzt der richtige Augenblick, um literarische »Schulen« ins Leben zu rufen, so könnte man mit Henry Miller eine neue beginnen.

Auf jeden Fall ist er der Markierungspunkt eines neuen, unerwarteten Pendelschlags, eines erstaunlichen Umschwungs. Seme Bücher sind eine Abkehr vom *zoon politikon*, dem »politischen Tier«, eine Rückkehr zu einer Einstellung, die nicht

nur individualistisch, sondern völlig passiv ist - zum Standpunkt eines Mannes, der davon überzeugt ist, daß sich die globale Entwicklung seiner Kontrolle entzieht, und der auch kaum den Wunsch hat, sie zu kontrollieren.

Ich begegnete Miller zum erstenmal Ende 1936, als ich auf meinem Weg nach Spanien durch Paris kam. Was mich an ihm am meisten verunsicherte, war die Entdeckung, daß er für den Krieg in Spanien auch nicht das geringste Interesse zeigte. Er erklärte mir mit allem Nachdruck, daß nur ein Idiot in diesem Augenblick nach Spanien ginge. Er könne noch verstehen, wenn jemand aus rein egoistischen Gründen oder aus Neugier dahinginge, aber sich in dergleichen Dinge einzumischen, weil man sich dazu »moralisch verpflichtet« fühle, sei schiere Dummheit. Meine Ideen vom Kampf gegen den Faschismus und der Verteidigung der Demokratie seien nichts als Blödsinn. Unsere Zivilisation sei doch dazu bestimmt, weggespült und durch etwas so anderes ersetzt zu werden, daß wir es kaum noch menschlich würden nennen können - eine Aussicht, die ihn nicht weiter störte, wie er sagte. Und diese Ansicht zieht sich durch sein ganzes Werk. Überall findet sich dieses Vorgefühl der nahenden Katastrophe, und fast überall die unausgesprochene Überzeugung, daß es doch ganz gleichgültig sei. Die meines Wissens einzige politische Äußerung, die von ihm gedruckt existiert, ist rein negativ. Vor etwa einem Jahr schickte eine amerikanische Zeitschrift, das *Marxist Quarterly*, an verschiedene amerikanische Schriftsteller Fragebögen mit der Bitte, ihre Einstellung zum Thema Krieg zu beschreiben. Millers Antwort war ein extremer Pazifismus, aber nur auf seine Person bezogen; die individuelle Weigerung, zu kämpfen. Aber nichts ließ erkennen, daß er die Absicht hatte, andere zu der gleichen Haltung zu bekehren - es war praktisch eine Verantwortungslosigkeitserklärung.

Nun gibt es allerdings mehrere Formen der Verantwortungslosigkeit. Schriftsteller, die sich nicht mit dem

aktuellen Weltgeschehen zu identifizieren wünschen, ignorieren es oder kämpfen dagegen an. Diejenigen, die imstande sind, es zu ignorieren, sind vermutlich Dummköpfe. Die ändern, die die Dinge so weit durchschauen, daß sie den Wunsch haben, dagegen anzukämpfen, haben vermutlich auch soviel Einsicht, um zu begreifen, daß sie den Kampf nicht gewinnen können. Man nehme zum Beispiel ein Gedicht wie »The Scholar Gypsy« von Matthew Arnold (1822-88) mit seinem Geschimpf auf die »seltsame Krankheit des modernen Lebens« und seinem großartigen, defätistischen Gleichnis in der letzten Strophe. Es bringt eine der üblichen literarischen Haltungen zum Ausdruck, vielleicht sogar die vorherrschende der letzten hundert Jahre. Andererseits gibt es die »Progressiven«, die Ja-Sager, die vom Schlage Shaw-Wells, die hinter ihrem in die Zukunft projizierten Ich herlaufen und es umarmen, in dem Wahn, es sei die Zukunft. Im großen und ganzen bezogen die Schriftsteller der zwanziger Jahre die erste, die der dreißiger Jahre die zweite Stellung. Daneben findet sich natürlich immer die große Horde der Barries, Deepings und Dells, die einfach keine Ahnung haben, was um sie herum vorgeht. Millers Werk ist deshalb von symptomatischer Bedeutung, weil es frei ist von jeder Einstellung dieser Art. Er ist weder bemüht, das Weltgeschehen voranzutreiben, noch es zu bremsen, ohne es deshalb zu ignorieren. Ich würde sagen, daß er an den nahenden Ruin der westlichen Zivilisation viel fester glaubt als die meisten »revolutionären« Schriftsteller. Er fühlt sich nur nicht aufgerufen, etwas dagegen zu unternehmen. Er geigt, während Rom brennt, aber im Gegensatz zu der erdrückenden Mehrheit, die das gleiche tut, wendet er das Gesicht den Flammen zu.

In *Max and the White Phagocytes* findet sich eine jener Stellen, in denen ein Autor weit mehr über sich selbst sagt als über den, von dem er spricht. Das Buch enthält einen langen Essay über die Aufzeichnungen von Anais Nin. Ich habe nichts davon gelesen außer ein paar Bruchstücken, und ich glaube, sie

sind auch nie veröffentlicht worden. Miller behauptet, sie seien die einzige durch und durch echte schriftstellerische weibliche Arbeit, die je veröffentlicht worden sei, was immer das heißen mag. An der erwähnten Stelle wird Anais Nin - offenbar eine höchst egozen¹ *Die Tagebücher der Anais Nin*, ersch. 1966-1971. irische, introvertierte Schriftstellerin - mit Jonas im Bauch des Wals verglichen. Beiläufig erwähnt der Autor einen Essay, den Aldous Huxley vor einigen Jahren über ein Bild El Grecos, »Der Traum Philipps des Zweiten«, schrieb. Huxley bemerkt dazu, daß die Figuren auf dem Bild alle so aussähen, als befänden sie sich im Bauch von Walen, und er gesteht, daß ihm die Vorstellung, in einem »Gefängnis von Eingeweiden« eingeschlossen zu sein, besonders entsetzlich sei. Miller erwidert, es gebe im Gegenteil viel Schlimmeres, als von einem Wal verschluckt zu werden, und aus der Antwort geht deutlich hervor, daß er, Miller, den Gedanken eher attraktiv findet. Damit berührt er etwas, was vermutlich eine sehr weit verbreitete Wunschvorstellung ist. Es ist bemerkenswert, daß jeder, wenigstens jeder Englisch-Sprechende, ausnahmslos von Jonas und dem *Wal* redet. Natürlich war das Ungeheuer, das Jonas verschlang, ein Fisch und wird so in der Bibel beschrieben (Jonas I, 17), aber Kinder verwechseln es gern mit einem Wal, und diese Kindheitserinnerung wird meistens in das spätere Leben mit hinübergenommen - vielleicht ein Beweis, wie stark die Legende von Jonas sich dem Gedächtnis eingeprägt hat. Tatsache ist, daß die Vorstellung, sich im Innern eines Wals zu befinden, tröstlich, gemütlich und anheimelnd wirkt. Der geschichtliche Jonas, wenn man das sagen kann, war jedenfalls froh, dem Wal wieder entronnen zu sein, aber in der Phantasie, in Tagträumen, haben ihn viele Menschen beneidet. Warum, liegt auf der Hand. Der Bauch eines Wales ist eine Höhle, groß genug, um einen Erwachsenen aufzunehmen. Man ist dort in einem dunklen, ausgepolsterten Raum, der genau paßt, mit einer dicken Speckschicht zwischen sich und der Außenwelt. So hat

man die Möglichkeit, sich mit absoluter Gleichgültigkeit gegenüber allem, was immer draußen vorgeht, zu verhalten. Ein Sturm, der jedes Kriegsschiff der Welt zum Sinken brächte, würde einen nur von weitem, kaum als ein Säuseln, erreichen. Selbst die Eigenbewegungen des Wals würde man wohl nur wenig spüren. Ob er sich auf der Meeresoberfläche wiegt oder in die Dunkelheit der mittleren Tiefen schießt (nach Herman Melville eine Meile), man würde keinen Unterschied merken. Es ist fast schon der Tod, ein Zustand endgültiger, unüberbietbarer Verantwortungslosigkeit. Und was immer es mit Anaïs Nin auf sich gehabt hat, Miller befindet sich selbst im Innern des Wals, kein Zweifel. Seine besten und persönlichen Arbeiten sind vom Standpunkt des Jonas geschrieben worden, eines bereitwilligen Jonas. Nicht daß er sonderlich introvertiert wäre, im Gegenteil. In seinem Fall ist der Wal zufällig durchsichtig. Er fühlt sich jedoch nicht im geringsten bewogen, was mit ihm geschieht zu ändern oder zu kontrollieren. Er hat den essentiellen Jonas-Akt ausgeführt, indem er sich, *mit seiner Zustimmung*, vom Wal verschlungen zu werden, passiv verhält.

Es wird sich noch zeigen, was das bedeutet. Es ist eine Art von Quietismus, der entweder vollkommene Glaubenslosigkeit oder einen fast mystischen Glauben in sich schließt. Die Grundhaltung ist ein »Je in'en fous« oder »Schlägt mich auch der HERR, so will ich IHM doch trauen«, von welcher Seite man es sehen will. Praktisch ist beides identisch und die Moral in beiden Fällen: »Bleib du ruhig auf deinem Hintern sitzen. « Läßt sich eine solche Haltung in einer Zeit wie der unseren verantworten? Man sieht, daß es fast unmöglich ist, diese Frage zu unterdrücken. Im Augenblick der Niederschrift befinden wir uns immer noch in einer Lage, in der man für selbstverständlich hält, daß Bücher immer eine positive Aussage enthalten, ernstgemeint und »konstruktiv« sein müssen. Noch vor einem Dutzend Jahren wäre das mit höhnischem Lächeln aufgenommen worden. (»Meine liebe Tante, man schreibt nicht

über etwas, man schreibt einfach.«) Dann schwang das Pendel weg von der frivolen Auffassung, Kunst sei lediglich eine Angelegenheit der Technik, aber es schwang ein großes Stück zurück, bis zu der Behauptung, kein Buch könne »gut« sein, wenn es nicht auf einer »wahrheitsgetreuen« Wiedergabe des Lebens beruhe. Natürlich glaubten die Leute, sie selber seien im Besitz der Wahrheit. Katholische Kritiker neigen zum Beispiel zu der Meinung, daß Bücher nur dann »gut« sein könnten, wenn sie den katholischen Standpunkt vertreten. Marxistische Kritiker stellen die gleiche Forderung, nur ungenierter. Zum Beispiel schreibt Edward Upward (*A Marxist Interpretation of Literature in The Mind in Chains*): »Eine literarische Kritik, welche den Anspruch erhebt, marxistisch zu sein, muß... davon ausgehen, daß kein *in der heutigen Zeit* geschriebenes Buch »gut« sein kann, wenn es nicht von einem marxistischen Standpunkt geschrieben ist oder sich ihm nähert.«

Andere Schriftsteller haben gleiche oder ähnliche Behauptungen aufgestellt. Bei Upward sind die Worte *in der heutigen Zeit* kursiv gesetzt, weil er sich bewußt ist, daß man ein Werk wie zum Beispiel Hamlet nicht deshalb ablehnen kann, weil Shakespeare kein Marxist war. Trotzdem wird in seinem interessanten Essay diese Schwierigkeit nur sehr kurz abgetan. Ein Großteil der Literatur, die uns von früher überliefert ist, ist durchsetzt von Glaubenslehren (dem Glauben etwa an die Unsterblichkeit der Seele), die uns heute als falsch und in manchen Fällen als verachtungswürdig dumm erscheinen. Und trotzdem ist es »gute« Literatur, wenn Fortbestand ein Beweis dafür ist. Upward würde zweifellos antworten, daß ein Glaube, der vor Jahrhunderten zeitgemäß war, heute unzeitgemäß und daher verdummend wirken könnte. Aber das bringt einen nicht viel weiter, da es auf der Annahme beruht, daß es zu jeder Zeit jeweils nur *einen* vorherrschenden Glauben gibt, welcher die zeitgenössische Annäherung an die Wahrheit darstellt, und daß die dann jeweils beste Literatur mehr oder weniger damit

übereinstimmt. In Wahrheit hat es eine solche Uniformierung nie gegeben. In England bestand im 17. Jahrhundert eine Spaltung auf religiösem und politischem Gebiet, die dem heutigen Antagonismus zwischen Rechts und Links auffallend ähnelt. Die meisten modernen Menschen würden rückblickend den Eindruck haben, daß der frühbürgerlichpuritanische Standpunkt sich mehr der Wahrheit näherte als der katholischfeudale. Fest steht, daß nicht alle, und nicht einmal die Mehrheit der besten Schriftsteller jener Zeit, Puritaner waren. Und darüber hinaus gibt es »gute« Schriftsteller, deren Weltanschauung in jedem Zeitalter für falsch und dumm gehalten werden müßte. Edgar Allan Poe ist ein Beispiel dafür. Poes Einstellung ist bestenfalls wilde Romantik und schlimmstenfalls nicht weit von Wahnsinn im klinischen Sinne entfernt. Wie kommt es dann, daß Erzählungen wie »Die schwarze Katze«, »Das verräterische Herz«, »Der Fall des Hauses Usher« und andere, die durchaus von einem Wahnsinnigen hätten stammen können, in einem nicht das Gefühl von Falschheit aufkommen lassen? Weil sie innerhalb eines bestimmten Rahmens wahr sind, sie entsprechen den Gesetzen ihrer eigenen besonderen Welt, wie ein japanisches Bild. Es stellt sich jedoch heraus, daß man, um eine solche Welt mit Erfolg zu beschreiben, an sie glauben muß. Man erkennt sofort den Unterschied, wenn man Poes *Tales* mit Julian Greens *Minuit* vergleicht, einem meiner Auffassung nach unaufrichtigen Versuch, eine ähnliche Atmosphäre zu schaffen. Was einem sofort bei *Minuit* auffällt, ist das Fehlen jeder Begründung für die darin geschilderten Vorgänge. Alles ist völlig willkürlich, ohne jede Logik des Gefühls. Und gerade das fühlt man bei Poes Erzählungen *nicht*. Ihre irre Folgerichtigkeit innerhalb ihres eigenen Aufbaus ist absolut überzeugend. Wenn zum Beispiel der Trunkenbold die schwarze Katze ergreift und ihr mit einem Taschenmesser die Augen aussticht, dann weiß man genau, warum er es tut, ja, es geht soweit, daß man fühlt, man würde

das gleiche unter den gleichen Umständen getan haben. Offenbar ist es für einen schöpferischen Schriftsteller weniger wichtig, die »Wahrheit« zu besitzen, als Aufrichtigkeit des Gefühls. Sogar Upward würde nicht so weit gehen, von einem Schriftsteller nichts anderes als eine marxistische Schulung zu verlangen. Er muß auch talentiert sein. Aber Talent ist offensichtlich eine Frage der Fähigkeit, sich um etwas zu *kümmern* und an den eigenen Glauben wirklich zu *glauben*, mag er nun wahr oder falsch sein.

Der Unterschied zwischen Céline und Evelyn Waugh zum Beispiel ist der der emotioneilen Intensität. Es ist der Unterschied zwischen echter Verzweiflung und einer Verzweiflung, die, wenigstens zum Teil, nur vorgetäuscht ist. Und damit geht eine andere Betrachtung Hand in Hand, die vielleicht weniger naheliegt: ob man nicht gelegentlich an einem »falschen« Glauben ehrlicher festhält als an einem »wahren«.

Wenn man auf die Bücher zurückblickt, die aus persönlicher Erfahrung über den Krieg von 1914-18 geschrieben worden sind, stellt man fest, daß alle, die nach einer gewissen Zeit noch lesbar sind, einer passiven, negativen Haltung entstammen. Es sind Aufzeichnungen von etwas völlig Sinnlosem, ein Alptraum im leeren Raum. Das war natürlich nicht die Wirklichkeit des Krieges, aber es war die Wahrheit über eine individuelle Reaktion. Der Soldat, der unter feindlichem Sperrfeuer stürmte oder bis zur Hüfte in überschwemmten Schützengräben im Wasser stand, wußte nur, daß er in fürchterliche Vorgänge verwickelt war, denen er hilflos ausgeliefert blieb. Er war eher geeignet, aus seiner Hilflosigkeit und Unwissenheit heraus ein gutes Buch zu schreiben, als jemand, der angeblich das Ganze aus einer bestimmten Perspektive überblickte. Von allen Büchern, die während des Krieges entstanden, waren die besten von Leuten, die dem Krieg den Rücken zukehrten und versuchten, nicht zur Kenntnis zu nehmen, daß ein Krieg im Gange war. E. M. Forster berichtete, wie er 1917 »Prufrock«

und andere frühe Gedichte von Eliot gelesen habe und wie ermutigend es für ihn in jener Zeit gewesen sei, Gedichte in die Hand zu nehmen, die von dem allgemeinen Zeitgeist völlig unberührt waren:

»Sie sprachen von privatem Ekel und von Scheu, und von Menschen, die echt zu sein schienen, weil sie unattraktiv oder schwächlich waren... Hier war ein Protest, zwar ein schwacher, aber um so vertrauter, je schwächer er war... Jemand, der sich abwenden konnte, um über Damen und Wohnzimmer zu klagen, bewahrte einen winzigen Funken unserer Selbstachtung, unser menschliches Erbe.«

Das ist gut gesagt. MacNeice zitiert in dem von mir bereits erwähnten Buch diesen Absatz und fügt etwas selbstgefällig hinzu :

»Zehn Jahre später sollten die Dichter weniger schwächliche Proteste erheben und das menschliche Erbe in etwas anderer Weise bewahren... Die Betrachtung einer fragmentarischen Welt wird langweilig, und Eliots Nachfolger sind mehr daran interessiert, sie aufzuräumen...«

Ähnliche Bemerkungen sind über das ganze Werk von MacNeice verstreut. Er möchte uns glauben machen, daß Eliots »Nachfolger« (gemeint sind MacNeice und seine Freunde) gewissermaßen lautstärker »protestiert« hätten, als es Eliot mit der Veröffentlichung von »Prufrock« in dem Augenblick tat, als die alliierten Armeen gegen die Hindenburg-Linie anstürmten. Ich weiß nur nicht, wo diese »Proteste« zu finden sind. Aber in dem Gegensatz zwischen den Kommentaren von Forster und MacNeice liegt genau der Unterschied zwischen einem Mann, der weiß, was der Krieg 1914-18 bedeutete, und einem, der sich kaum an ihn erinnert. Die Wahrheit ist, daß es 1917 nichts gab, was ein denkender und fühlender Mensch tun konnte, außer menschlich zu bleiben, soweit das möglich war. Und eine Geste der Hilflosigkeit, ja selbst der Frivolität dürfte das Beste gewesen sein. Wäre ich im Ersten Weltkrieg Frontsoldat

gewesen, hätte ich »Prufrock« eher in die Hand genommen als *The First Hundred Thousand* (von John Hay Beith, ersch. 1915) oder Horatio Bottomleys *Letters to the Boys in the Trenches*. Wie Forster hätte ich empfunden, daß Eliot durch das einfach-Beiseitestehen und mit-Vorkriegsgefühlen-Kontakthalten das menschliche Erbe bewahrte. Welch ein Trost wäre es in einer solchen Zeit gewesen, etwas von den kleinen Sorgen eines glatzköpfigen Intelligenzlers in mittleren Jahren zu lesen. So völlig verschieden vom Bajonettdrill! Nach Bomben und Lebensmittelschlangen, Werbeplakaten für die Armee eine menschliche Stimme! Welch ein Trost!

Aber schließlich war der Krieg von 1914-18 nur ein Höhepunkt in einer ständigen Krise. Heute braucht man kaum noch einen Krieg, um sich der Auflösung unserer Gesellschaft und der wachsenden Hilflosigkeit aller anständig denkenden Menschen bewußt zu werden. Aus diesem Grunde glaube ich, daß die passive, nichtkooperative Haltung, die sich in Henry Millers Werk findet, berechtigt ist. Gleichviel, ob es ausdrückt oder nicht ausdrückt, was Menschen fühlen *sollten*, vermutlich kommt es dem Ausdruck dessen nahe, was sie wirklich *fühlen*. Noch einmal, es ist eine menschliche Stimme zwischen Bombenexplosionen, eine freundliche amerikanische Stimme, unbefleckt von jeder Sorge um das Gemeinwohl. Keine Predigten, nichts als subjektive Wahrheit, und nur auf dieser Linie scheint es heute noch möglich, einen guten Roman zu schreiben. Es muß nicht notwendigerweise ein erbaulicher Roman sein, aber bestimmt ist es einer, der lesenswert ist und den man vermutlich auch nach der Lektüre nicht so bald vergißt.

Während ich dies hier niederschreibe, ist ein neuer europäischer Krieg ausgebrochen. Er wird sich entweder über mehrere Jahre erstrecken und die westliche Zivilisation in Stücke schlagen, oder er wird ohne Ergebnis enden und den nächsten Krieg vorbereiten, der dann die Sache ein für allemal erledigen wird. Aber Krieg ist nur »intensivierter Friede«. Was

offensichtlich vor sich geht, ob Krieg oder nicht Krieg, ist der Zusammenbruch des *laissez-faire*-Kapitalismus und der liberalchristlichen Kultur. Noch bis vor kurzem war das ganze Ausmaß dieses Vorgangs nicht vorhersehbar, weil man sich allgemein einbildete, der Sozialismus könne die Atmosphäre des Liberalismus beibehalten und sogar erweitern. Heute fängt man an, einzusehen, wie falsch das war. Mit fast tödlicher Sicherheit bewegen wir uns auf ein Zeitalter totalitärer Diktaturen zu, ein Zeitalter, in dem Gedankenfreiheit zunächst eine Todsünde und später ein leerer, abstrakter Begriff sein wird. Das selbständig denkende und handelnde Individuum wird ausgelöscht werden. Das bedeutet, daß Literatur, wie wir sie kennen, zumindest auf eine lange Zeit tot sein wird. Die Literatur des Liberalismus nähert sich ihrem Ende, und die Literatur des Totalitarismus ist noch nicht in Erscheinung getreten und kaum vorstellbar.

Was den Schriftsteller betrifft, so sitzt er auf einem schmelzenden Eisberg; er ist ein bloßer Anachronismus, das Überbleibsel aus dem Zeitalter der Bourgeoisie, so sicher zum Aussterben verurteilt wie das Nilpferd. Miller ist für mich schon deshalb außergewöhnlich, weil er das lange vor den meisten seiner Zeitgenossen erkannt und ausgesprochen hat, zu einer Zeit, als viele noch von einer Renaissance der Literatur schwafelten. Schon vor Jahren hat Wyndham Lewis gesagt, die Geschichte der englischen Sprache sei im wesentlichen abgeschlossen, aber er hat diese Behauptung mit verschiedenen und ziemlich banalen Gründen belegt. Aber von jetzt an ist es die entscheidende Tatsache für jeden schöpferischen Schriftsteller, daß unsere Welt bald nicht mehr die Welt eines Schriftstellers sein wird. Das heißt nicht, daß er nichts dazu tun könnte, um der neuen Gesellschaft ins Leben zu verhelfen, er kann nur nicht als *Schriftsteller* daran teilnehmen, denn als solcher ist er liberal, und die Entwicklung läuft auf eine Zerstörung des Liberalismus hinaus. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß in den noch bleibenden Jahren freier

Meinungsäußerung jeder lesenswerte Roman mehr oder weniger der Linie Millers folgen wird - ich meine nicht in bezug auf Technik oder Stoff, sondern weltanschaulich. Es ist eine Rückkehr zur Haltung des Unbeteiligtseins, und es wird ein bewußteres Unbeteiligtsein als vorher. Fortschritt und Reaktion haben sich beide als Schwindel herausgestellt. Scheinbar bleibt nichts übrig als Quietismus - der Wirklichkeit ihren Schrecken zu nehmen, indem man sich ihr einfach überläßt. Zieh dich ins Innere des Wals zurück- oder genauer: gib zu, daß du im Innern des Wals bist (denn du bist es natürlich). Überlaß dich dem Weltgeschehen und hör auf, dagegen zu kämpfen oder so zu tun, als könntest du es beeinflussen. Nimm es hin, erdulde es, verzeichne es. Das scheint die Formel zu sein, die jeder sensible Schriftsteller sich vermutlich in Zukunft zu eigen machen dürfte.

Ein Roman, der positiver, »konstruktiver« und trotzdem auch vom Gefühl her echt ist, erscheint gegenwärtig nur sehr schwer vorstellbar.

Sage ich damit, daß Miller ein »großer Autor«, eine Hoffnung der englischen Prosa ist? Nichts dergleichen. Miller selbst wäre der letzte, etwas derartiges zu beanspruchen oder zu wollen. Zweifellos wird er weiterschreiben - jeder, der einmal zu schreiben angefangen hat, wird immer weiterschreiben -, und neben ihm gibt es eine Reihe von Schriftstellern von ungefähr der gleichen Tendenz. Lawrence Durrell, Michael Fraenkel und andere, fast eine ganze »Schule«. Dennoch erscheint er mir im wesentlichen als der Mann nur *eines* Buches. Ich könnte mir vorstellen, daß er früher oder später in Unverständlichkeit und Scharlatanerie verfällt. Anzeichen für beides sind in seinem letzten Schaffen vorhanden. Sein letztes Buch, *Wendekreis des Steinbocks*, habe ich nicht gelesen, nicht weil ich es nicht lesen wollte, sondern weil die Polizei und die Sittlichkeitsbehörde mich bisher daran gehindert haben. Aber es würde mich überraschen, wenn es irgendwie an *Wendekreis des Krebses* herankäme oder an die ersten Kapitel von *Schwarzer Frühling*.

Wie gewissen anderen autobiographischen Erzählern war es ihm gegeben, ein vollkommenes Werk zu schaffen, und das hat er getan. Wenn man sich die Erzählliteratur der dreißiger Jahre ansieht, so ist das schon etwas.

Millers Bücher werden von der *Obelisk Press* in Paris verlegt. Was wird aus der *Obelisk Press* jetzt, wo der Krieg ausgebrochen und Jack Kahane, der Verleger, gestorben ist? Ich weiß es nicht, jedenfalls sind die Bücher heute noch greifbar. Ich rate daher jedem, der es noch nicht getan hat, wenigstens den *Wendekreis des Krebses* zu lesen. Wenn man es schlaun anstellt oder etwas mehr als den angegebenen Preis zahlt, bekommt man noch ein Exemplar. Und selbst wenn einzelne Stellen einen anwidern, es bleibt einem im Gedächtnis haften. Es ist ein »bedeutendes« Buch, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, in dem das Wort allgemein angewendet wird. Gewöhnlich werden die wenigen Romane als »bedeutend« bezeichnet, die entweder eine »schwere Anklage« gegen irgend etwas erheben oder vom Technischen her etwas Neues bringen. Weder das eine noch das andere trifft auf *Wendekreis des Krebses* zu. Seine Bedeutung ist lediglich symptomatisch. Meiner Meinung nach haben wir es hier mit dem einzigen wertvollen Erzähler zu tun, der in den letzten Jahren in der englischsprechenden Welt erschienen ist. Und selbst wenn man dieses Urteil als starke Überschätzung ablehnen sollte, wird man wohl zugeben müssen, daß Miller ein Schriftsteller ist, der aus dem gewöhnlichen Rahmen fällt und mehr als nur einen flüchtigen Blick verdient. Und schließlich ist er vollkommen negativ, amoralisch und nicht konstruktiv, ein bloßer Jonas, der das Böse passiv hinnimmt, eine Art Whitman unter Leichen. Diese Symptome besagen mehr als die Tatsache, daß in England jedes Jahr 5000 Romane herauskommen, von denen 4900 Mist sind. Sie sind ein Beweis für die *Unmöglichkeit*, bedeutende Literatur zu schaffen, solange sich die Welt nicht selbst zu ihrer neuen Gestalt durchgeschüttelt haben wird.

Erschienen 1940

Mark Twain - Der amtliche Hofnarr

Mark Twain hat die mächtigen Tore der *Everyman's Library* durchbrochen, wenn auch nur mit *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn*, beide schon weitgehend als »Kinderbücher« bekannt (was sie nicht sind). Aber seine besten und für ihn charakteristischsten Bücher: *Roughing It*, *The Innocents Abroad*, und selbst *Life on the Mississippi*, (*Durch Dick und Dänn*, ersch. 1872; *Die Arglosen im Ausland*, ersch. 1869; *Leben auf dem Mississippi*, ersch. 1883.) sind in England so gut wie in Vergessenheit geraten, während sie in Amerika zweifellos durch den Patriotismus, der ja überall mit literarischer Wertung Hand in Hand geht, lebendig erhalten werden.

Obwohl Mark Twain eine erstaunliche Fülle verschiedenartiger Bücher geschrieben hat, die von einer süßlichen »Biographie« der Jungfrau von Orleans bis zu einem Pamphlet reichen, das so unanständig war, daß es nie veröffentlicht wurde, drehen sich seine besten Arbeiten um den Mississippi und die rauhen Goldgräberstädte des Westens. 1835 geboren (er stammte aus einer Familie im Süden, die gerade reich genug war, um sich einen oder vielleicht sogar zwei Sklaven zu halten), fielen seine Jugend- und frühen Mannesjahre mit den Goldenen Zeiten Amerikas zusammen, der Zeit, in der die größten Gebiete erschlossen und Reichtum und die Möglichkeit, reich zu werden, keine Grenzen zu kennen schienen und in denen die Menschen sich nicht nur frei fühlten, sondern es auch wirklich waren. Sie waren so frei wie nie zuvor und wie sie es vermutlich auf Jahrhunderte hinaus nicht wieder sein werden. *Life on the Mississippi* und die beiden andern von mir erwähnten Bücher sind ein Sammelsurium von Anekdoten und beschreibenden Erzählungen, vermischt mit Sozialem und Geschichtlichem, gleichzeitig ernst und burlesk. Aber alle haben ein zentrales Thema, das man wohl am besten in folgende Worte kleiden kann: »So verhalten sich menschliche Wesen, wenn sie

sich nicht vor der Entlassung fürchten müssen.« Als er diese Bücher schrieb, hatte Mark Twain keineswegs die Absicht, Hymnen auf die Freiheit anzustimmen. In erster Linie interessierten ihn »Charaktere« in jener phantastischen, geradezu irrsinnigen Vielfalt, wie die menschliche Natur sie hervorzubringen imstande ist, wenn der wirtschaftliche Druck und die Last der Flößer, der Tradition von ihr genommen sind. Seine Beschreibung der Mississippi-Kapitäne, der Goldgräber, der Banditen ist vermutlich kaum übertrieben. Sie unterscheiden sich vom modernen Menschen und untereinander ebenso sehr wie die steinernen Fratzen an mittelalterlichen Kathedralen. Sie konnten ihre seltsame und oft fragwürdige Persönlichkeit entfalten, weil jeder Druck von außen fehlte. Einen Staat gab es kaum, die Kirchen waren schwächlich und sprachen mit vielen Zungen, und Land gab es so viel man wollte, man brauchte es sich nur zu nehmen. Wenn einem die Arbeit nicht paßte, schlug man dem Boss einfach ein Auge blau und zog weiter nach Westen. Geld gab es so viel, daß die kleinste im Umlauf befindliche Münze einen Shilling wert war. Die amerikanischen Pioniere waren keine Übermenschen und nicht einmal besonders tapfer. Ganze Städte dieser abgehärteten Pioniere ließen sich von einer Handvoll Banditen terrorisieren, weil es ihnen an genügend Gemeinschaftsgeist fehlte, um sie unschädlich zu machen. Es gab sogar Klassenunterschiede. Der Desperado, der durch die Straßen einer Goldgräbersiedlung stelte, die »Derringer«-Pistole in der Westentasche und zwanzig Leichen auf seinem Konto, trug einen Frack und einen glänzenden Zylinder, bezeichnete sich selbst unverfroren als »Gentleman« und legte größten Wert auf tadellose Manieren bei Tisch.

Aber immerhin war das Schicksal eines Mannes damals nicht von der Wiege bis zum Grabe vorgezeichnet. Das Schlagwort »von der Blockhütte bis zum Weißen Haus« entsprach der Wirklichkeit, solange unbegrenzt Land zur Verfügung stand. In gewisser Weise war es dies, wofür der Pariser Pöbel die Bastille

stürmte. Und wenn man heute Mark Twain, Bret Harte und Whitman wieder liest, kann man sich kaum vorstellen, daß alle ihre Bemühungen umsonst waren.

Jedenfalls wollte Mark Twain mehr als nur ein Chronist des Mississippi und des Goldfiebers sein. Zu seinen Lebzeiten war er als Humorist und Vortragskomiker weltbekannt. In New York, London, Berlin, Wien, Melbourne und Kalkutta bog sich das Publikum vor Lachen über seine Witze, die mit wenigen Ausnahmen aufgehört haben, komisch zu wirken. (Bemerkenswert, daß seine Veranstaltungen nur bei Angelsachsen und Deutschen so großen Erfolg hatten, während sie bei den verhältnismäßig erwachsenen lateinischen Völkern deren Humor, wie er klagte, sich immer nur um Sex und Politik drehte - nicht ankamen.) Dazu kommt, daß Mark Twain in gewissem Sinne Anspruch erhob, so etwas wie ein Gesellschaftskritiker, ja sogar eine Art Philosoph zu sein. Er hatte etwas von einem Bilderstürmer und Revolutionär in sich, eine Ader, der er offensichtlich gern gefolgt wäre und doch niemals gefolgt ist. Er hätte ein Zerstörer veralteter und verlogener Anschauungen, ein Prophet der Demokratie in noch stärkerem Maße als Whitman sein können, weil er urwüchsiger war und mehr Humor hatte. Statt dessen wurde er etwas so Fragwürdiges wie eine »öffentliche Figur«, von Grenzbeamten umschmeichelt und von königlichen Hoheiten empfangen. Sein Leben ist ein getreues Spiegelbild des Niedergangs, der in Amerika nach dem Bürgerkrieg einsetzte.

Mark Twain ist oft mit seinem Zeitgenossen Anatole France verglichen worden. Dieser Vergleich ist nicht so unsinnig, wie er auf den ersten Blick scheint. Beide waren die geistigen Erben Voltaires. Beide besaßen eine skeptischironische Lebensauffassung und einen angeborenen Pessimismus, dem eine leichte Heiterkeit nicht fehlte. Beide wußten, daß die bestehende Gesellschaftsordnung reiner Schwindel war und ihre gehätschelten Glaubenssätze auf Selbsttäuschung beruhten.

Beide waren engstirnige Atheisten und (Mark Twain dank Darwins Einfluß) überzeugt von der unerträglichen Grausamkeit des Universums. Aber da endet ihre Übereinstimmung auch. Der Franzose ist dem Amerikaner an Bildung weit überlegen, er ist nicht nur mutiger, er ist auch viel kultivierter und von ausgeprägtem Schönheitssinn. Und er scheut sich nicht, anzugreifen was ihm mißfällt; er flüchtet sich nicht, wie Mark Twain, ständig hinter die liebenswürdige Maske der »populären Figur« und des amtlichen Hofnarren. Er scheut sich nicht, den Zorn der Kirche auf sich zu ziehen und sich zum Beispiel in der Affäre Dreyfus gegen die öffentliche Meinung zu stellen. Ausgenommen vielleicht mit dem kurzen Essay *Was ist der Mensch?* hat Mark Twain niemals feststehende Grundsätze so angegriffen, daß es ihn in Schwierigkeiten gebracht hätte. Er konnte sich auch nicht von der Überzeugung freimachen, die vielleicht spezifisch amerikanisch ist, daß Erfolg und Wert eines Menschen das gleiche seien.

In *Life on the Mississippi* findet sich etwas Merkwürdiges, das die schwächste Stelle im Charakter Mark Twains sichtbar werden läßt. Im ersten Teil des Buches, das im wesentlichen autobiographisch ist, sind die Daten geändert. Mark Twain beschreibt seine Abenteuer als Kapitän eines Mississippi-Dampfers so, als sei er um diese Zeit ein Junge von siebzehn Jahren gewesen, während er in Wahrheit bereits ein Mann von dreißig war. Das hat seinen ganz besonderen Grund. Im gleichen Teil des Buches werden nämlich seine Taten im Bürgerkrieg geschildert, die ausgesprochen unrühmlich waren. Mehr noch, Mark Twain kämpfte zunächst, soweit man überhaupt von kämpfen sprechen kann, auf seiten der Südstaaten und ging zur Gegenseite über, bevor noch der Krieg beendet war. Dieses Verhalten läßt sich bei einem jungen Menschen eher entschuldigen als bei einem erwachsenen Mann. Daher die Veränderung der Daten. Es ist vollkommen klar, daß er zur Gegenseite überlief, weil er sah, daß der Norden im Begriff war,

den Krieg zu gewinnen; und diese Neigung, sich möglichst immer dem Stärkeren anzuschließen, der Glaube, daß Macht gleichbedeutend mit Recht ist, begleitet ihn durch sein ganzes Leben. *Roughing It* enthält die interessante Beschreibung eines Banditen namens Slade, der neben zahllosen anderen Verbrechen achtundzwanzig Morde verübt hat. Kein Zweifel, daß Mark Twain diesen ekelhaften Burschen bewundert. Slade war erfolgreich, deshalb bewunderungswürdig. Diese Anschauung, heute nicht weniger verbreitet als früher, kommt in der bezeichnenden amerikanischen Wendung »to make good« (es geschafft zu haben) am besten zum Ausdruck.

In der Periode des Geldraffens, die auf den Bürgerkrieg folgte, mußte es jedem vom Temperament eines Mark Twain schwerfallen, keinen Erfolg zu haben. Die alte, einfache, bäuerliche, tabakkauende Demokratie, in Abraham Lincoln verkörpert, verschwand allmählich. Jetzt, mit der Einwanderung billiger Arbeitskräfte und dem Entstehen des »Big Business«, war eine Ära angebrochen, die Mark Twain nur sehr milde in *The Gilded Age* ironisierte, während er sich selbst von der allgemeinen fieberhaften Jagd nach dem Geld anstecken ließ und Riesensummen verdiente und verlor. Für eine Reihe von Jahren gab er sogar das Schreiben auf, um Geschäfte zu machen. Er vertrödelte seine Zeit mit allem möglichen Unsinn, Vortrags-Tourneen und öffentlichen Banketten. Dazwischen veröffentlichte er ein Buch *A Connecticut Yankee in King Arthur's Court*, in dem ganz bewußt den niedrigsten und gemeinsten Seiten des amerikanischen Lebens geschmeichelt wird. Der Mann, der so etwas wie ein rustikaler Voltaire hätte werden können, wurde der international berühmteste Tischredner, der die jeweils versammelten Großindustriellen und Wirtschaftsführer nicht nur mit seinen komischen Geschichten unterhielt, sondern ihnen gleichzeitig das Gefühl gab, Wohltäter der Menschheit zu sein.

Gewöhnlich macht man seine Frau dafür verantwortlich, daß

er die Bücher, die er hätte schreiben müssen, nie geschrieben hat. Fest steht, daß er völlig unter ihrem Pantoffel stand und ihr jeden Morgen zeigen mußte, was er am Tag vorher geschrieben hatte.

Dabei handhabte Mrs. Clemens (Mark Twains wirklicher Name war Samuel Clemens) einen Rotstift, mit dem sie alles strich, was ihrer Meinung nach unpassend war, sie scheint, selbst nach den Begriffen des 19. Jahrhunderts, drastisch vorgegangen zu sein. Es gibt eine Stelle in W. D. Howells' Buch *My Mark Twain*, die eine wütende Auseinandersetzung über einen »furchtbaren Fluch« beschreibt, der sich in das Manuskript von *Huckleberry Finn* eingeschlichen hatte. Mark Twain wandte sich hilfesuchend an Howells, der zugeben mußte, daß es »genau das war, was Huck gesagt haben würde«, aber gleichzeitig mit Mrs. Clemens darin übereinstimmte, daß man das Wort unmöglich drucken konnte. Das Wort hieß »hell« (Hölle). Wie dem auch sei, kein Schriftsteller ist wirklich der intellektuelle Sklave seiner Frau. Mrs. Clemens hätte auch Mark Twain nicht hindern können, die Bücher zu schreiben, die er wirklich schreiben wollte. Sie mag es ihm erleichtert haben, vor der gesellschaftlichen Konvention zu kapitulieren, aber die Ursache der Kapitulation lag in dem Bruch seines eigenen Charakters, in seiner Sucht nach Erfolg.

Einige von Mark Twains Büchern werden weiterleben, weil sie unschätzbare geschichtliches Material über die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit enthalten. Sein Leben fiel mit der großen Epoche der amerikanischen Expansion zusammen. Als er ein Kind war, bestand ein gewöhnlicher Ausflug darin, mit einem Picknickkorb ausgerüstet hinauszuwandern und zuzusehen, wie ein Vorkämpfer der Sklavenbefreiung gehängt wurde. Und als er starb, hatte das Flugzeug aufgehört, etwas Neues zu sein. In diesem Abschnitt des amerikanischen Lebens ist recht wenig Literatur entstanden, und ohne Mark Twain wäre unsere Vorstellung von einem Mississippi-Dampfer oder einer über die

Prärie dahinrollenden vierspännigen Postkutsche zweifellos weniger vollständig. Aber die meisten, die seine Bücher gelesen haben, haben sie mit dem Gefühl aus der Hand gelegt, daß er mehr hätte leisten können. Er macht die ganze Zeit den Eindruck, als sei er im Begriff, etwas zu sagen, um es dann hinunterzuschlucken. *Life on the Mississippi* und die übrigen scheinen ständig wie von dem Geist eines größeren und in sich geschlossenen Werkes begleitet zu sein. Bezeichnend, daß er seine Autobiographie mit den Worten beginnt, daß sich das Innerste eines Mannes nicht beschreiben läßt. Wir wissen nicht, was er zu sagen gehabt hätte. Möglicherweise hätte das erwähnte nicht erhältliche Pamphlet Aufschluß gegeben, aber wahrscheinlich hätte es seinem Ruf zu sehr geschadet und seine Einkünfte auf ein vernünftiges Maß beschränkt.

Tribüne, 26. November 1943

Rudyard Kipling

Es ist bedauerlich, daß T. S. Eliot in seinem langen Essay, den er der Auswahl von Kiplings Gedichten voranschickte, so sehr in der Defensive blieb, aber es war unvermeidlich. Denn bevor man überhaupt etwas über Kipling sagen kann, muß man mit einer Legende aufräumen, die von zwei Gruppen in die Welt gesetzt worden ist, die seine Werke nicht gelesen haben. Kipling befindet sich in einer eigenartigen Lage; er war fünfzig Jahre lang ein Inbegriff. Fünf literarische Generationen hindurch hat jeder Aufgeschlossene ihn verächtlich gemacht, und schließlich sind neun Zehntel dieser Aufgeschlossenen in Vergessenheit geraten, während Kipling gewissermaßen immer noch lebt. T. S. Eliot hat nirgends eine befriedigende Erklärung dafür, weil er als Antwort auf die seichte, übliche Beschuldigung, Kipling sei ein »Faschist«, in den entgegengesetzten Irrtum verfällt, indem er Kipling da verteidigt, wo er nicht zu verteidigen ist. Es wäre zwecklos, vorgeben zu wollen, daß Kiplings Weltanschauung als Ganzes von irgendeinem zivilisierten Menschen bejaht oder entschuldigt werden könnte. Es ist sinnlos, behaupten zu wollen, daß Kipling, wenn er zum Beispiel schildert, wie ein englischer Soldat einen »Nigger« mit einem Ladestock verprügelt, um Geld aus ihm herauszupressen, lediglich einen Vorgang habe schildern wollen, ohne ihn deshalb zu billigen. Es findet sich im ganzen Werk Kiplings nirgends auch nur der leiseste Hinweis, daß er Vorgänge dieser Art mißbilligt hätte - im Gegenteil, man stellte eine ausgesprochene Tendenz zum Sadismus fest, die weit über die Brutalität hinausgeht, zu der ein Schriftsteller seines Schlages sozusagen verpflichtet ist. Kipling ist ein imperialistischer Jingo, moralisch gefühllos und ästhetisch abstoßend. Es ist besser, man gibt das gleich am Anfang zu und versucht dann erst herauszufinden, warum er fortlebt, während die Sensiblen, die die Nase über ihn rümpften, sich so schlecht gehalten haben.

Und doch muß auf die »Faschismus«-Anklage geantwortet werden, weil der erste Schritt, um Kipling moralisch und politisch zu verstehen, in der Feststellung liegt, daß er *kein* Faschist war. Er war weiter davon entfernt, als der humanste oder »fortschrittlichste« heute Lebende sein kann. Ein interessantes Beispiel, wie mit Zitaten umgegangen wird, ohne auch nur versuchsweise ihren Zusammenhang zu berücksichtigen oder ihrer wirklichen Bedeutung nachzuspüren, ist die Zeile aus »Recessional« : »Niedere Brut ohne Gesetz. « Diese Zeile eignet sich immer vorzüglich für ein hämisches Lächeln in homosexuellen Links-Kreisen. Dabei nimmt man als selbstverständlich an, daß die »niedere Brut« sich auf »Eingeborene« bezieht, wobei vor dem geistigen Auge das Bild eines Pukka-Sahib mit einem Tropenhelm auftaucht, der einem Kuli einen Fußtritt versetzt. Im Zusammenhang ist der Sinn der Zeile so ziemlich das genaue Gegenteil. Der Ausdruck »Niedere Brut« bezieht sich fast mit Sicherheit auf die deutschen, und zwar besonders auf die All-Deutschen Schriftsteller, die gesetzlos sind im Sinne von »kein Gesetz anerkennen«, nicht aber im Sinne von »machtlos«. Das ganze Gedicht, das gewöhnlich als Ausdruck schrankenloser nationaler Überheblichkeit gewertet wird, ist in Wirklichkeit eine Verurteilung englischer wie deutscher Machtpolitik. Zwei Strophen verdienen hier angeführt zu werden (wegen ihrer politischen, nicht wegen ihrer künstlerischen Bedeutung):

If, drunk with sight of power, we loose Wild tongues that
 have not Thee in awe, Such boastings as the Gentiles use, Or
 lesser breeds without the Law -Lord God of hosts, be with us
 yet, Lest we forget - lest we forget!

For heathen heart that puts her trust In reeking tube and iron
 shard, All valiant dust that builds on dust, And guarding, calls
 not Thee to guard, For frantic boast and foolish word -Thy

mercy on Thy People, Lord!

[Wenn wir trunken vom Anblick der Macht wilde Reden führen, die Deiner nicht achten, Prahlereien nach Art der Heiden oder niederer Brut ohne Gesetz - Herr der Heerscharen, sei dennoch mit uns, daß wir nicht vergessen - daß wir nicht vergessen. Für das heidnische Herz, das sein Vertrauen auf rauchendes Rohr und schartiges Eisen setzt, eitler Staub auf Staub gebaut und wachend nicht nach Dir als Wächter ruft. Für tolles Prahlen und närrisches Reden - Sei gnädig Deinem Volk, oh, Herr!]

Viel von Kiplings Terminologie stammt aus der Bibel, und in der zweiten Strophe schwebte ihm ohne Zweifel der Text des 127. Psalms vor: »Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst.« Es ist kein Text, der auf die Generation nach Hitler großen Eindruck machen könnte. Niemand glaubt heutzutage an irgendwelche Maßnahmen, die stärker sind als militärische Macht, niemand glaubt an die Möglichkeit, Gewalt zu besiegen, außer durch noch größere Gewalt. Es gibt kein »Gesetz«, es gibt nur Macht. Ich will damit nicht sagen, daß es sich dabei um einen echten Glauben handelt; um einen, an den sich alle modernen Menschen heute halten. Diejenigen, die das bestreiten, sind entweder intellektuelle Feiglinge oder Machtanbeter hinter einer durchsichtigen Maske, oder sie hinken einfach hinter der Zeit her, in der sie leben. Kiplings Anschauungen sind präfaschistisch. Er glaubt noch daran, daß Hochmut vor dem Fall kommt und daß die Götter die Hybris bestrafen. Er ahnt noch nichts von Panzern, Bombenflugzeugen, Radio, Geheimpolizei und ihren psychologischen Wirkungen. Aber widerspricht das nicht dem, was ich über Kiplings Jingoismus und Brutalität gesagt habe? Nein, es heißt nur, daß die imperialistische Geisteshaltung des

19. Jahrhunderts und das moderne Banditentum von heute zwei verschiedene Dinge sind. Kipling gehört ganz entschieden der Periode an, die zwischen 1885 und 1902 liegt. Der Große Krieg und seine Folgen erbitterten ihn, aber er scheint nur wenig aus den Ereignissen nach dem Burenkrieg gelernt zu haben. Er war der Prophet des britischen Imperialismus in dessen expansionistischer Phase (mehr noch als seine Gedichte vermittelt einem der vereinzelt dastehende Roman *The Light that Failed* die Atmosphäre jener Zeit), er war der inoffizielle Geschichtsschreiber der englischen Armee, der alten Söldnerarmee, deren Form sich erst 1914 änderte. Seine Zuversicht, seine überschäumende, derbe Vitalität entsprangen einer Beschränktheit, die kein Faschist oder Halb-Faschist teilt. Kipling verbrachte den späteren Teil seines Lebens im Groll, und zweifellos war der Grund wohl mehr politische Enttäuschung als literarische Eitelkeit. Irgendwie war die Weltgeschichte nicht nach Plan verlaufen. Nach dem größten Sieg, den England je errungen hat, war es eine weniger bedeutende Weltmacht als vorher, und Kipling besaß Scharfsinn genug, um das zu erkennen. Die Klassen, die er besungen, hatten die großen Eigenschaften verloren, die Jugend war hedonistisch oder uninteressiert, der Wunsch, die Weltkarte rot zu malen, war verschwunden. Er konnte nicht verstehen, was vorging, weil er nie etwas von den ökonomischen Kräften begriffen hatte, die einer imperialistischen Expansion zugrunde liegen. Es ist bezeichnend, daß Kipling, so wenig wie ein gewöhnlicher Soldat oder Kolonialbeamter, verstanden zu haben scheint, daß das Empire im Grunde ein finanzielles Unternehmen ist. Er sah im Imperialismus ein Instrument christlicher Zwangsbekehrung. Wie er es sieht, richtet man ein Maschinengewehr auf eine Horde unbewaffneter »Eingeborener« und führt dann »das Gesetz« ein, das Straßen, Eisenbahnen und ein Gerichtsgebäude nach sich zieht. Er konnte daher nicht ahnen, daß die gleichen Kräfte, die zur Entstehung

des Empire geführt hatten, es am Ende auch zerstören würden. Es war derselbe Vorgang wie zum Beispiel die Umwandlung des malayischen Dschungels in Gummipflanzungen, was jetzt dazu führt, daß diese Pflanzungen intakt den Japanern übergeben werden. Die Vertreter des modernen Totalitarismus wissen, was sie tun, während die Engländer des 19. Jahrhunderts es nicht wußten. Beides hat seine Vorteile, aber Kipling ist nie imstande gewesen, von einem zum ändern überzuwechseln. Sein Weltbild, immer unter Berücksichtigung, daß er schließlich Künstler war, glich dem eines festbesoldeten Bürokraten, der auf einen »Kuli« heruntersieht und oft sein Leben lang nicht begreift, daß es der »Kuli« ist, der den Ton angibt.

Aber weil er sich mit der herrschenden Klasse identifiziert, besitzt er etwas, was »aufgeklärte« Geister selten oder nie besitzen, und das ist Verantwortungsgefühl. Die linke Mittelklasse haßt ihn deswegen ebenso wie wegen seiner Brutalität und Gewöhnlichkeit. Sämtliche Linksparteien in den hochentwickelten Industrieländern beruhen im Grunde auf einem Schwindel, weil ihre Tätigkeit darin besteht, gegen etwas zu kämpfen, das sie in Wahrheit gar nicht zerstören wollen. Ihre Ziele sind international, und gleichzeitig treten sie für die Aufrechterhaltung eines Lebensstandards ein, der mit diesen Zielen unvereinbar ist. Wir alle leben von der Ausplünderung asiatischer Kulis, wobei diejenigen, die »aufgeklärt« sind, die Befreiung aller Kulis fordern. Unser Lebensstandard jedoch und damit auch unsere »Aufgeklärtheit« hängen von einer fortgesetzten Ausplünderung ab. Human Gesinnte sind immer Heuchler. Daß Kipling dies begriff, ist vermutlich das Geheimnis seiner erstaunlichen Fähigkeit, Ausdrücke zu prägen, die den Nagel auf den Kopf treffen. Es dürfte schwer sein, den einäugigen englischen Pazifismus in weniger Worten zu fassen, als mit dem Satz »Uniformen zum Gespött machen, die uns im Schlaf bewachen«. Es stimmt, daß Kipling die ökonomische Seite der Verwandtschaft zwischen dem Intellektuellen und dem

aufgeblasenen Hurra-Schreier nicht versteht. Er sieht nicht, daß die Weltkarte hauptsächlich deshalb rot gemalt werden muß, damit man den Kuli ausbeuten kann. Statt des Kulis sieht er den Angestellten der Indischen Zivilverwaltung. Aber auch auf dieser Ebene ist sein Verständnis für Funktionen, für das »Wer beschützt wen?« sehr vernünftig. Er sieht klar, daß Menschen nur dann einen hohen Grad von Zivilisation erreichen können, wenn andere, unvermeidlich weniger Zivilisierte, da sind, um sie zu beschützen und zu ernähren.

Wie weit identifiziert sich Kipling mit den Beamten, Soldaten und Ingenieuren, deren Loblied er singt? Nicht so vollständig, wie man oft annimmt. Er war jung schon weit herumgekommen, war hochbegabt, in einer im wesentlichen philiströsen Umgebung aufgewachsen, und er fühlte sich, wohl zum Teil aus neurotischen Gründen, mehr von Männern der Tat als von sensiblen angezogen. Die Indien-Engländer des 19. Jahrhunderts, um seine am wenigsten empfindsamen Idole zu nennen, waren auf jeden Fall Leute, die wirklich etwas leisteten. Es mag sein, daß alles, was sie durchführten, von Übel war, aber sie änderten das Antlitz der Erde (es ist aufschlußreich, sich die Landkarte Asiens anzusehen und das Eisenbahnnetz Indiens mit dem der angrenzenden Länder zu vergleichen). Dagegen hätten sie nichts erreicht und sich nicht eine Woche an der Macht halten können, wenn die normale Einstellung des Indien-Engländers die von, sagen wir, E. M. Forster gewesen wäre. Wie billig und schal sie auch sein mag, Kiplings literarische Schilderung von Britisch-Indien ist das einzige Zeugnis, das wir aus dem 19. Jahrhundert besitzen. Er konnte es nur schaffen, weil er robust genug war, um in Klubs und Regimentskasinos leben zu können und den Mund zu halten. Aber den Leuten, die er bewunderte, ähnelte er nicht oder kaum. Von privater Seite habe ich verschiedentlich erfahren, daß viele Indien-Engländer, die seine Zeitgenossen waren, ihn nicht mochten und ihn oft direkt ablehnten. Sie sagten, zweifellos mit Recht, daß Kipling

nichts von Indien wußte, und andererseits, für ihren Standpunkt, zu intellektuell war. Weil er in Indien dazu neigte, mit den »falschen Leuten« zu verkehren, und wegen seines dunklen Teints verdächtigte man ihn fälschlicherweise, einen Tropfen asiatischen Blutes zu haben. Vieles in seiner Entwicklung läßt sich darauf zurückführen, daß er in Indien geboren wurde und vorzeitig von der Schule abging. Mit einem etwas ändern Hintergrund hätte er ein guter Romancier, oder ein hervorragender Verfasser von Musical-Hall-Songs werden können. Aber wie weit stimmt es, daß er ein gewöhnlicher Flaggenschwenker, eine Art Reklamechef von Cecil Rhodes war? Er war es, aber es stimmt nicht, daß er ein Anbeter oder Mitläufer seiner Zeit war. Nach seinen ersten Jugendtagen, wenn überhaupt, hat er nie der öffentlichen Meinung geschmeichelt. Was man gegen ihn vorbringen kann, ist, wie Eliot sagt, daß er unpopuläre Ansichten in einem populären Stil zum Ausdruck brachte. Dadurch wird das Problem eingeschränkt, eine Einschränkung, wenn man voraussetzt, daß »unpopulär« bei den Intellektuellen unbeliebt bedeutet. Es ist aber Tatsache, daß Kiplings »Botschaft« zu denen gehörte, die das breite Publikum nicht wünscht und tatsächlich nie akzeptiert hat. Die Mehrheit der Bevölkerung in den neunziger Jahren war genau wie heute, antimilitaristisch, vom Empire gelangweilt und patriotisch nur im Unterbewußtsein. Kiplings offizielle Anhänger sind und waren die mittleren Staatsbeamten, die Leute, die Blackwood lesen. In den stupiden ersten Jahren unseres Jahrhunderts, als die Hurra-Schreier endlich einen entdeckt hatten, den man als Dichter bezeichnen konnte und der auf ihrer Seite stand, wurde Kipling auf einen Sockel gehoben und einigen seiner mehr sentenziösen Gedichte wie »If« fast biblischer Rang zugesprochen. Es bleibt jedoch fraglich, ob die Hurra-Schreier ihn wirklich je aufmerksamer gelesen haben als die Bibel. Vielem, was er sagte, konnten sie unmöglich zustimmen. Nur wenige, die England von innen her kritisierten,

haben sich bitterer über dies Land geäußert als dieser Gossen-Patriot. Für gewöhnlich ist es die englische Arbeiterklasse, die er angreift, aber nicht immer. Einige Verse, die er über den Burenkrieg sagt, haben einen eigentümlich modernen Klang, so weit es das Thema zuläßt.

»Stellenbosch«, etwa um 1902 entstanden, faßt das zusammen, was jeder intelligente Infanterieoffizier 1918 sagte oder heute sagt.

Kiplings romantische Ideen über England und das Empire hätten keine derartige Bedeutung errungen, hätte er sie von den Klassenvorurteilen trennen können, mit denen sie um jene Zeit verknüpft waren. Untersucht man seine besten und repräsentativsten Arbeiten, seine Soldaten-Gedichte, besonders die *Barrack-Room-Ballads*, so stellt man fest, daß ihnen am meisten der durchgängig herablassende Ton schadet. Kipling macht aus dem Armeeeoffizier und besonders aus dem jungen eine Idealgestalt, und zwar in geradezu idiotischem Ausmaß, während der gemeine Mann, so liebenswert und romantisch er sein mag, die komische Figur abgeben muß. Er muß immer in einer Art von stilisiertem Cockney sprechen, nicht übermäßig breit, aber doch mit sorgfältiger Weglassung aller *h's* und *g's* am Ende. Sehr oft ist das Ergebnis ebenso peinlich wie ein humoristischer Vortrag auf einem Kirchenabend. Darauf beruht die eigentümliche Tatsache, daß man Kiplings Gedichte oft verbessern und weniger polternd und humorig machen kann, indem man sie einfach durchgeht und ihr Cockney in ein normales Englisch verwandelt. Das trifft besonders auf seine Kehrreime zu, die echte lyrische Qualität haben. Zwei Beispiele mögen genügen (das eine auf ein Begräbnis, das andere auf eine Hochzeit):

So it's knock out your pipes and follow me! And it's finish up
your swipes and follow me! Oh, hark to the big drum calling.
Follow me - follow me home!

[Klopft eure Pfeifen aus und folgt mir! Schluß mit dem Cricket und folgt mir! Oh, horcht auf die große Trommel, die ruft. Folgt mir - folgt mir heim!]

Und das zweite:

Cheer for the Sergeant's wedding -Give them one cheer more!
Grey gunhorses in the lando, And a rogue is married to a whore!

[Ein Hoch auf die Hochzeit des Sergeanten - noch ein zweites Hoch! Graue Kanonengäule auf der Weide, und ein Schuft heiratet eine Hure!]

Hier habe ich die *h's* etc. wieder hinzugefügt. Eigentlich hätte Kipling es besser wissen müssen. Er hätte sehen müssen, daß die beiden letzten Zeilen der zweiten Strophe sehr schöne Zeilen sind, das hätte seinen Hang unterdrücken müssen, sich über die Aussprache eines Arbeiters lustig zu machen. In den alten Balladen sprechen Herr und Bauer die gleiche Sprache. Das ist bei Kipling unmöglich. Er sieht aus einer verzerrenden Klassenperspektive auf das Volk herab, und eine dichterische Gerechtigkeit verdirbt ihm dafür einen seiner schönsten Verse, denn »Follow me 'ome« ist sehr viel häßlicher als »Follow me home«. Selbst, wo es ohne Bedeutung ist, macht einen der Spaß mit seinem Bühnen-Cockney schon vom Klanglichen her nervös. Er wird öfter beim Sprechen zitiert als gedruckt gelesen, und die meisten ändern ihn beim Zitieren bereits in der nötigen Weise ab. Kann man annehmen, daß ein gemeiner Soldat in den neunziger Jahren oder heute die *Barrack Room Ballads* mit dem Gefühl liest, daß hier ein Schriftsteller ist, der ihm aus der Seele spricht? Wohl kaum. Jeder Soldat, der einen Gedichtband lesen

kann, würde sofort merken, daß Kipling so gut wie gänzlich den Klassenkampf außer acht läßt, der in einer Armee ebenso im Gang ist wie anderswo. Nicht nur, weil er im Soldaten eine komische Figur sieht, sondern weil er davon ausgeht, daß jeder Soldat patriotisch fühlt, gehorsam ist, immer bereit, seinen Offizier zu bewundern, und stolz darauf, ein Soldat der Königin zu sein. Natürlich stimmt mein Einwand nur zum Teil, sonst könnten keine Schlachten geschlagen werden - aber die Frage »Was habe ich für dich getan, England, mein England?« entspringt dem Denken der Mittelklasse. Fast jeder Arbeiter würde darauf sofort mit der Gegenfrage antworten: »Was hat England für mich getan?« Soweit Kipling das Problem überhaupt zur Kenntnis nimmt, erklärt er es mit der »hemmungslosen Selbstsucht der unteren Volksschichten«. Wenn er nicht über Engländer, sondern über »loyale« Inder schreibt, walzt er zuweilen das »Salam-Sahib«-Motiv zu einer Länge aus, daß sich einem der Magen umdreht. Und doch bleibt es wahr, daß er für den gemeinen Soldaten weit mehr Interesse hat, sich mehr Gedanken darüber macht, daß er gerecht behandelt wird, als die meisten »liberalen« Schriftsteller seiner Zeit oder heute. Er sieht, wie der Soldat vernachlässigt wird, unterbezahlt ist und heimlich von den gleichen Leuten verachtet wird, deren Besitz er beschützt. »Ich bin zu der Erkenntnis gekommen«, schreibt er in seinen posthum herausgegebenen Memoiren, »daß das Leben des einfachen Soldaten eine wahre Hölle ist und daß er unnötige Quälereien erdulden muß.« Man beschuldigt Kipling, den Krieg zu verherrlichen, und vielleicht tut er das auch, aber nicht in der üblichen Weise, bei der Krieg als eine Art Fußball-Match angesehen wird. Wie die meisten anderen, die Kriegsgedichte schreiben, hat auch er nie an einer Schlacht teilgenommen. Trotzdem hat er eine durchaus realistische Vorstellung vom Krieg. Er weiß, daß Kugeln treffen können, daß jeder im feindlichen Feuer Angst hat, daß kein gewöhnlicher Soldat je eine Ahnung hat, warum der Krieg

eigentlich geführt wird oder was vor sich geht, außer in seinem kleinen Abschnitt des Schlachtfeldes, und daß englische Truppen, genau wie andere, oft desertieren.

I 'card the knives be'ind me, but I dursn't face my man, Nor I don't know where I went to, 'cause I didn't stop to see, Till I 'card a beggar squealin' out for quarter as 'e ran, An' I thought I knew the voice an" - it was me!

[Ich hörte die Messer hinter mir, aber ich wagte nicht, den Kerl anzusehen. Ich wußte auch nicht, wohin ich lief, weil ich nicht anhielt, um mich umzusehen. Bis ich einen Bettler hörte, der um Schutz jammerte, während er lief. Und ich dachte, die Stimme kennst du doch - und es war meine!]

Durch die stilistische Modernisierung hätte es eins der Anti-Kriegsbücher der zwanziger Jahre werden können. Und so auch folgendes:

An' now the hugly bullets come peckin' through the dust, An" no one wants to face "em, but every beggar must; So, like a man in irons, which isn't glad to go, They moves 'em off by companies uncommon stiff an' slow.

[Und jetzt kommen die häßlichen Kugeln durch den Staub geschwirrt. Und niemand will seinen Kopf hinhalten, aber jedes arme Schwein muß es. Wie ein Mann in Ketten, der nicht gerne läuft, so treiben die Kompanien sie vorwärts, ungewöhnlich steif und langsam.]

Man vergleiche das mit folgendem:

'Forward the Light Brigade!' Was there a man dismayed? No!

though the soldier knew Someone had blundered.

[»Vorwärts, leichte Brigade!« Gab es da einen, der Angst hatte? Nein, obwohl der Soldat wußte, daß sich jemand geirrt hatte.] »The Charge of the Light Brigade«, ein Gedicht über eine heroisch verlorene Schlacht im Krimkrieg von Alfred Lord Tennyson.

Wenn Kipling etwas übertrieb, so am ehesten die Schreckensbilder, denn die Kriege, die er in seiner Jugend erlebte, ließen sich nach unserer Auffassung kaum Kriege nennen. Vielleicht hat er auf Grund seiner neurotischen Veranlagung den Hang zur Grausamkeit. Bestimmt weiß er, daß Soldaten, die zum Angriff auf unmögliche Ziele angesetzt sind, Angst haben, und daß vier Pence pro Tag keine großzügige Pension ist.

Wie vollständig und wahrheitsgetreu ist das Bild, das Kipling uns von der Söldner-Armee mit langer Dienstzeit am Ende des 19. Jahrhunderts hinterlassen hat? Darüber muß man dasselbe sagen wie über Kiplings Berichte über Britisch-Indien, daß es nämlich nicht nur das beste, sondern fast das einzige literarische Zeugnis ist, das wir besitzen. Er hat eine Unmenge an Material zusammengetragen, das man sonst nur durch mündliche Überlieferung oder aus unlesbaren Regiments-Aufzeichnungen hätte kennenlernen können. Vielleicht stellt er das Leben in der Armee reicher und disziplinierter dar, als es ist, weil jeder Engländer der Mittelklasse vermutlich selbst genug weiß, um die nötigen Korrekturen vorzunehmen. Wenn man den Essay über Kipling liest, den Edmund Wilson gerade veröffentlicht hat (In einem Band gesammelter Essays *The Wound and the Bow.*, ist man betroffen von der Überfülle von Dingen, die uns bis zum Überdruß bekannt sind und einem Amerikaner überhaupt unverständlich sein dürften. Aber aus dem Komplex von

Kiplings Frühwerk scheint tatsächlich ein lebendiges Bild der alten Armee aus den Zeiten vor dem Maschinengewehr zu erstehen: die muffigen Baracken in Gibraltar oder Lucknow, die roten Uniformen, die Gürtel mit den Tonpfeifentaschen, die Pillenschachtel-Helme, das Bier, die Kämpfe, die Auspeitschungen, Hinrichtungen am Galgen und am Kreuz, die Hornsignale, der Geruch von Haferflocken und Pferdepisse, die schnauzenden Sergeanten mit ihren fußlangen Schnurrbärten, die blutigen Gefechte, unweigerlich falsch geführt, die überfüllten Transportschiffe, die von Cholera verseuchten Lager, die »Eingeborenen«-Konkubinen und zum Schluß der Tod im Arbeitshaus. Es ist ein grausames, ordinäres Bild, in dem ein patriotischer Music-Hall-Song sich mit einer der so düsteren Passagen von Zola verschmolzen zu haben scheint, aber künftige Generationen werden sich daraus eine Vorstellung machen können, wie es in einer Freiwilligen-Armee mit langer Dienstzeit ausgesehen hat. In gleicher Weise werden sie etwas über Britisch-Indien lernen, aus einer Zeit, in der noch niemand etwas von Autos und Kühlschränken gehört hatte. Es wäre ein Irrtum, sich einzubilden, wir hätten vielleicht bessere Bücher über den gleichen Themenkreis, etwa aus der Feder von George Moore oder Gissing oder Thomas Hardy haben können, wenn sie die gleichen Möglichkeiten wie Kipling gehabt hätten. Aber derartige Zufälle können nicht vorkommen. Es war eben nicht möglich, daß jemand in England im 19. Jahrhundert ein Buch hätte schreiben können wie *Krieg und Frieden* oder etwa wie Tolstois kleine Erzählungen über das Leben in der Armee wie *Sebastopol* oder *Die Kosaken*, nicht weil es an Talent fehlte, sondern weil sich keiner, der genug Feingefühl gehabt hätte, um ähnliches zu schreiben, in die entsprechende Situation begeben hätte. Tolstoi lebte in einem großen Militärstaat, in dem es für jeden jungen Mann von Stande ganz natürlich war, ein paar Jahre in der Armee zu dienen, während das Britische Empire damals wie heute noch bis zu einem gewissen Grad

entmilitarisiert war und ist, was den kontinentalen Beobachtern unglaublich erscheint. Zivilisierte Menschen bewegen sich nicht gern von den Zentren der Zivilisation fort, und in allen Sprachgebieten herrscht ein großer Mangel an dem, was man als Kolonialliteratur bezeichnen könnte. Es bedurfte eines geradezu unwahrscheinlichen Zusammentreffens von Umständen, damit Kiplings buntes Gemälde entstehen konnte, in dem der Gemeine Ortheris und Missis Hauksbee sich vor einem Hintergrund mit Palmen zum Klang von Tempelglocken bewegen; und eine notwendige Bedingung war, daß Kipling selbst nur halb zivilisiert war.

Er ist der einzige englische Schriftsteller unserer Epoche, der die Sprache um neue Ausdrücke bereichert hat. Wendungen und Wortschöpfungen, die wir übernommen haben und benutzen, ohne uns an ihre Herkunft zu erinnern, stammen nicht immer von Schriftstellern, die wir bewundern. Sonderbar ist es zum Beispiel, Nazi-Sprecher im Radio den russischen Soldaten einen »Roboter« nennen zu hören, ein Wort von einem tschechischen Demokraten, den sie umgebracht hätten, wenn sie ihn hätten erwischen können. Von Kipling stammen wenigstens ein halbes Dutzend Ausdrücke, die man in Leitartikeln der Asphaltpresse oder in Bars von Leuten hören kann, die kaum seinen Namen kennen. All diesen Ausdrücken ist, wie man sehen wird, ein besonderes Merkmal gemeinsam:

East is East, and West is West.

The white man's burden.

What do they know of England who only England know?

The female of the species is more deadly than the male.
Somewhere East of Suez. Paying the Danegeld.

[Ost bleibt Ost, und West bleibt West. Die Last des weißen Mannes. Was wissen die von England, die nur England kennen?

Das Weibchen dieser Gattung ist tödlicher als das Männchen. Irgendwo östlich von Suez. Die Dänensteuer zahlen.]

Es gibt noch mehr davon, darunter auch solche, deren ursprünglicher Zusammenhang seit langem verlorengegangen ist. Der Ausdruck »Krüger mit dem Mund umbringen« war noch bis vor kurzem in Gebrauch. Vielleicht war es Kipling, der als erster die Bezeichnung »Hunnen« für die Deutschen in Umlauf setzte. Jedenfalls benutzte er ihn, sobald 1914 die Kanonen zu sprechen begannen. Was die oben angeführten Wendungen sämtlich gemeinsam haben, ist der halb ironische Ton, mit dem man sie ausspricht, und daß man sie doch früher oder später ernsthaft zu verwenden hat. Niemand konnte *New Statesman* an Verachtung für Kipling übertreffen, und wie oft hat der gleiche *New Statesman* während der Zeit des Münchner Abkommens den Ausdruck »Die Dänensteuer zahlen« zitiert. Tatsache ist, daß Kipling, abgesehen von seinem Snackbar-Geschwätz, mit seiner Gabe, in ein paar Worte einen Haufen billiger Stimmungseffekte zu packen (»Palme und Pinie«, »Östlich von Suez«, »Die Straße nach Mandalay«), zum großen Teil über Dinge spricht, die von größter Aktualität sind. Unter diesem Gesichtspunkt spielt es keine Rolle, daß intelligente, anständige Menschen sich meistens auf der ändern Seite befinden. »Die Last des weißen Mannes« beschwört sofort ein echtes Problem herauf, auch wenn man das Gefühl hat, daß es eigentlich in »Des schwarzen Mannes Last« abgeändert werden müßte. Man mag völlig konträr zu der politischen Haltung in *The Islanders* stehen, aber man wird nicht behaupten können, daß diese Haltung frivol ist. Kipling behandelt Ansichten, die ebenso vulgär wie dauerhaft sind. Damit erhebt sich die Frage nach seiner besonderen Stellung als Dichter oder Verfasser von Versen.

Eliot bezeichnet Kiplings metrisches Werk als »Verse« und nicht als »Lyrik«, setzt aber hinzu, daß es sich um »große

Verse« handele, und führt weiter aus, daß man einen Schriftsteller nur dann einen großen Versdichter nennen könne, wenn man von einem Teil seines Werkes »nicht zu sagen vermag, ob es sich um Verse oder Lyrik handelt«. Offensichtlich war Kipling ein Versemacher, der gelegentlich auch Lyrik schrieb. Schade, daß Eliot sie nicht namentlich angeführt hat. Immer, wenn es um eine ästhetische Beurteilung des Kiplingschen Werkes geht, bleibt Eliot zu sehr in der Defensive, um offen sprechen zu können. Meiner Meinung nach sollte man eine Diskussion über Kipling mit der Feststellung beginnen, daß die meisten seiner Verse so entsetzlich vulgär sind, daß man beim Lesen dasselbe Gefühl hat wie bei einer drittklassigen Music-Hall-Darbietung von »Der Zopf des Wu Fang Fu« mit knallrotem Scheinwerferlicht auf dem Gesicht des Rezitators. Und dennoch findet sich vieles, was einem Freude machen kann, wenn man etwas von Dichtung versteht. Die Lektüre seiner schlechtesten und auch vitalsten Gedichte wie »Gunga Din« oder »Danny Deever« bereitet einem einen fast verstohlenen Genuß wie das Naschen billiger Süßigkeiten, für das manche Leute bis in reifere Jahre eine Vorliebe behalten haben. Aber auch bei seinen besten Passagen wird man das gleiche Gefühl nicht los, nämlich einer Verlockung durch etwas Unechtes, aber Verführerisches zu unterliegen. Keiner, der nicht gerade ein Snob ist oder lügt, wird behaupten wollen, daß ein Freund der Poesie Zeilen wie die folgenden nicht schön finden wird:

For the wind is in the palm trees, and the temple bells they say,
'Come you back, you British soldier, come you back to Mandalay!'

[Denn der Wind weht in den Palmen und die Tempelglocken sagen: »Komm zurück, du englischer Soldat, komm zurück nach Mandalay!«]

Und doch ist das keine Dichtung im Sinne etwa von »Felix Randal« oder »Eiszapfen hängen an der Mauer«. Man wird Kipling wohl am ehesten gerecht, wenn man, statt mit den Worten »Verse« und »Dichtung« zu spielen, ihn ganz einfach als einen guten schlechten Poeten bezeichnet. Er ist als Poet das, was Harriet Beecher Stowe als Romanschreiberin war. Derartige Werke, die generationenlang als vulgär empfunden und trotzdem immer wieder gelesen werden, sagen durch ihr bloßes Vorhandensein etwas über die Zeit aus, in der wir leben.

Es gibt viel gute schlechte englische Lyrik, die, wie ich es sagen würde, durchweg nach 1790 entstanden ist. Beispiele dieser guten schlechten Lyrik - ich wähle absichtlich ganz verschiedenartige - sind »The Bridge of the Sighs«, »When all the World is Young, Lad«, »The Charge of the Light Brigade«, Bret Hartes »Dickens in Camp«, »The Burial of Sir John Moore«, »Jenny Kissed me«, »Keith of Ravelston«, »Casablanca«. Sie alle sind penetrant sentimental und können trotzdem von jemandem, der sich über ihre Mängel klar ist, sehr genossen werden. Man könnte eine dickleibige Anthologie von guten schlechten Gedichten zusammenstellen, wenn das bezeichnenderweise nicht überflüssig wäre, weil gute schlechte Gedichte zu allgemein bekannt sind, als daß sich ein Neudruck noch lohnte. Es ist zwecklos, vorgeben zu wollen, daß in einer Zeit wie der unseren »gute Lyrik« noch wirklich populär werden könnte. Der Kult um diese am wenigsten akzeptierte Kunst ist heute zwangsläufig Sache eines sehr kleinen Kreises. Vielleicht bedarf diese Behauptung einer näheren Erklärung. Echte Lyrik kann manchmal die breite Masse ergreifen, wenn sie sich nicht dafür ausgibt. Als Beispiel dafür kann die folkloristische Poesie gelten, die es in England heute noch gibt, bestimmte Kinder- oder Gedächtnisverse, sowie anonyme Soldatenlieder mit Texten, die zu Hornsignalen passen. Aber im großen und ganzen leben wir in einer Zeit, in der das Wort »Poesie« belächelt wird

oder auf eisige Ablehnung stößt, wie das Wort »Gott« bei den meisten Menschen. Wenn einer gut Akkordeon spielen kann, so braucht er nur in die nächste Bar zu gehen, um innerhalb von fünf Minuten ein dankbares Publikum um sich zu scharen. Wie würde sich aber das gleiche Publikum verhalten, wenn einer vorschlagen würde, Shakespeare-Sonnette vorzutragen! Gute schlechte Gedichte können dagegen auch bei dem unempfindlichsten Publikum ankommen, wenn man vorher für die nötige Stimmung sorgt. Vor ein paar Monaten erzielte Churchill eine große Wirkung, als er bei einer seiner Radio-Ansprachen Cloughs »Endeavour« rezitierte. Ich hörte die Ansprache zusammen mit Leuten, denen man nicht gerade vorwerfen kann, sich viel aus Gedichten zu machen, und meiner Überzeugung nach machte der Sprung in die Poesie auf diese Leute Eindruck und sie nicht etwa verlegen. Aber nicht einmal Churchill hätte riskieren dürfen, den Leuten etwas zu bringen, was auf einem sehr viel höheren Niveau stand.

Insofern ein Versdichter populär sein kann, war es Kipling und ist es vermutlich heute noch. Bereits zu seinen Lebzeiten waren einige seiner Gedichte weit über seinen eigentlichen Leserkreis hinaus bekannt, bei Schulfeiern, als Pfadfinderlieder, durch Lederausgaben, Zitatensammlungen und Kalender und in der noch größeren Welt der Music Halls. Trotzdem hält es Eliot für angebracht, ihn herauszugeben, und bekennt sich damit zu einer Wertschätzung, die andere mit ihm teilen, aber nicht ehrlich genug sind, es auszusprechen. Die Tatsache, daß so etwas wie gute schlechte Dichtung fortbestehen kann, ist ein Zeichen, daß sich der Geschmack des Intellektuellen und des einfachen Mannes auf der Straße auf einer emotionalen Ebene treffen. Der Intellektuelle unterscheidet sich vom einfachen Mann aber nur in einigen Teilen seiner Persönlichkeit, und selbst dort nicht immer. Was zeichnet nun ein gutes schlechtes Gedicht aus? Ein gutes schlechtes Gedicht ist so etwas wie ein anmutiges Denkmal des Offensichtlichen. Es fixiert in

einprägsamer Form - denn der Vers ist ein mnemotechnisches Hilfsmittel, unter anderem - ein Gefühl, das so gut wie jedes menschliche Wesen teilen kann. Es macht den Wert eines Gedichtes wie »When all the World is Young, Lad« aus, daß man, so sentimental es sein mag, selbst zwangsläufig früher oder später den darin vorgedachten Gedanken selber denkt. Kennt man das Gedicht, so wird es einem immer wieder in den Sinn kommen, man wird es besser finden, als es anfänglich schien. Solche Gedichte sind eine Art gereimtes Sprichwort, und es ist eine Tatsache, daß Dichtung, die sich endgültig bei den Volksmassen durchgesetzt hat, für gewöhnlich gnomisch oder sentenziös ist. Ein Beispiel von Kipling wird genügen:

White hands cling to the bridle rein, Slipping the spur from
the booted heel; Tenderest voices cry 'Turn again!' Red lips
tarnish the scabbarded steel: Down to Gehenna or up to the
Throne, He travels fastest who travels alone.

[Weiße Hände umschlingen den Zaum, streifen den Sporn
vom gestiefelten Fuß; Zarteste Stimmen rufen »Kehr wieder
um!«

Rote Lippen trüben den Stahl in der Scheide: Abwärts zur
Hölle oder aufwärts zum Thron; der reist am schnellsten, der
reist allein.]

Hier kommt ein banaler Gedanke kraftvoll zum Ausdruck. Er mag unecht sein, ist aber auf jeden Fall ein Gedanke, den jeder denkt. Früher oder später wird man nachempfinden, daß der am schnellsten allein reist, der allein reist, und da liegt der Gedanke in einer endgültigen Fassung vor, so als ob er auf einen gewartet hätte. So spricht alles dafür, daß einem die einmal gehörten Verse wieder ins Gedächtnis kommen.

Einen Grund für Kiplings Wirkung als guter schlechter

Dichter habe ich bereits angedeutet - sein Verantwortungsgefühl, das ihm zu einer Weltanschauung verhalf, auch wenn sie leider zufällig war. Obwohl er nicht in direkten Beziehungen zu irgendeiner politischen Partei stand, war er ein Konservativer, etwas also, das es heute nicht mehr gibt. Diejenigen, die sich heute als konservativ bezeichnen, sind entweder Liberale oder Faschisten oder faschistische Komplizen. Er identifizierte sich mit der herrschenden Macht und nicht mit der Opposition. Bei einem begabten Schriftsteller erscheint uns das seltsam und sogar widerwärtig, es hatte aber für Kipling den Vorteil, daß er etwas Wirklichkeit in den Griff bekam. Die herrschende Macht sieht sich fortgesetzt vor der Frage »Was ist unter den gegebenen Umständen zu tun ?«, während die Opposition keine Verantwortung hat und sich nicht wirklich entscheiden muß. Wo es sich um eine permanente und pensionierte Opposition handelt, wie in England, nimmt die Qualität ihres Gedankenguts entsprechend ab. Zudem wird jeder, der schon mit einer pessimistischen, reaktionären Weltanschauung ins Leben tritt, dazu neigen, sich durch die Ereignisse gerechtfertigt zu sehen, denn Utopia kommt nie und »die Götter der Schönschreibheft-Sentenzen«, wie Kipling selbst sich ausdrückt, die kommen immer wieder. Kipling verkaufte sich an die herrschende britische Klasse, nicht finanziell, sondern emotionell. Das verzerrte sein politisches Urteil, denn die herrschende Klasse war nicht das, was er sich vorstellte, und das führte ihn zu Abgründen der Torheit und des Snobismus, aber es verschaffte ihm den entsprechenden Vorteil, daß er wenigstens versuchte, sich Handeln und Verantwortung vorzustellen. Es spricht sehr für ihn, daß er nicht witzig ist und nicht »verwegen«, daß er nicht den Wunsch hatte, *d'épater le bourgeois*. Er ging vor allem mit Gemeinplätzen um, aber da wir in einer Welt von Gemeinplätzen leben, sitzt noch viel von dem, was er sagte. Selbst seine schlimmsten Torheiten scheinen weniger schal und weniger irritierend als die »aufgeklärten«

Äußerungen derselben Epoche, wie etwa Oscar Wildes Epigramme oder die versammelten Witzknallfrösche am Ende von *Mensch und Übermensch* (von George Bernard Shaw, 1905).

Horizon, Februar 1942

Welk, Hitler und der Weltstaat

»Im März oder April, sagen die Neunmalklugen, wird ein gewaltiger Vernichtungsschlag gegen Britannien geführt werden... Was Hitler damit zu tun haben soll, kann ich mir nicht vorstellen. Seine abnehmenden und weit verstreuten Streitkräfte sind jetzt wahrscheinlich nicht viel größer als die italienischen, ehe sie der Bewährungsprobe in Griechenland und Afrika unterzogen wurden.

Die deutsche Luftwaffe ist nahezu aufgerieben. Sie ist überaltert, ihre besten Männer sind zumeist gefallen, entmutigt oder erschöpft.

1914 war die Hohenzollernarmee die beste der Welt. Hinter dem tobenden kleinen Schwachsinnigen in Berlin steht nichts dergleichen... Doch unsere militärischen »Experten« diskutieren über das lauernde Phantom. In ihrer Einbildung verfügt es über eine vollkommene Bewaffnung und Ausrüstung und über eine unbesiegbare Disziplin. Irgendwann wird es zu einem »entscheidenden Schlag« durch Spanien und Nordafrika und weiter ansetzen, oder durch den Balkan marschieren und von der Donau nach Ankara, nach Persien, nach Indien, oder »Rußland zermalmen«, oder über den Brenner hinweg Italien »überfluten«. Die Wochen verrinnen, und das Phantom tut nichts dergleichen - aus einem triftigen Grunde: es existiert gar nicht in diesem Ausmaß. Der größte Teil seiner ohnehin unzulänglichen Bewaffnung ist ihm entweder bei Hitlers törichten Scheinangriffen zur Vortäuschung einer Invasion Britanniens entrissen oder unnütz vergeudet worden. Und seine nur oberflächliche Disziplin schmilzt unter der schleichenden Erkenntnis, daß der »Blitzkrieg« sich totgelaufen hat und die Schrecken des Krieges auf seine Urheber zurückfallen.«

Diese Zitate sind nicht etwa dem *Cavalry Quarterly* entnommen, sondern stammen aus einer Reihe Zeitungsartikel

von Mr. H. G. Wells, geschrieben zu Beginn dieses Jahres und jetzt nachgedruckt in einem Buch mit dem Titel: *Guide to the New World* (ersch. 1941). Seit ihrer Niederschrift hat die deutsche Armee den Balkan überrannt und die Cyrenaika zurückerobert, sie kann zu jedem ihr passenden Zeitpunkt durch Spanien oder durch die Türkei marschieren und hat die Invasion von Rußland begonnen. Wie dieser Feldzug ausgehen wird, kann ich nicht sagen; aber man sollte nicht übersehen, daß der deutsche Generalstab, dessen Ansicht wohl einiges Gewicht haben dürfte, diese Operation nicht begonnen hätte, wäre er nicht ziemlich sicher gewesen, sie innerhalb von drei Monaten beenden zu können. Soviel zu der Idee, die deutsche Armee sei ein Schreckgespenst, ihre Ausrüstung unzulänglich, ihre Moral bräche zusammen, und so weiter, und so weiter.

Was hat Wells dem »tobenden kleinen Schwachsinnigen« in Berlin entgegensetzen? Das übliche Gefasel über einen Weltstaat sowie die Sankey-Deklaration, die einen gegen jeden Totalitarismus tendierenden Versuch zur Definition der Grundrechte des Menschen darstellt. Außerdem liegt ihm jetzt besonders die zentrale internationale Luftwaffenkontrolle am Herzen; es ist das gleiche Evangelium, das er nun fast ohne Unterbrechung seit gut vierzig Jahren predigt, stets mit einem Anflug zornigen Staunens über jene Menschen, die etwas zu Offenkundiges nicht begreifen können.

Was hat es für einen Zweck, zu erklären, daß wir eine internationale Luftraumkontrolle brauchen? Die Frage ist doch, wie wir sie erreichen können. Was für einen Sinn hat es, einen Weltstaat als wünschenswert zu bezeichnen? Worauf es einzig und allein ankommt, ist doch, daß nicht eine der fünf Militärgroßmächte den Gedanken auch nur erwägt, sich einer solchen Institution zu unterwerfen. Alle vernünftigen Menschen hier sind seit Jahrzehnten im wesentlichen der gleichen Meinung wie Mr. Wells; aber die vernünftigen Menschen haben keine Macht und nur zu oft keinerlei Neigung, sich hinzuopfern. Hitler

ist ein krimineller Wahnsinniger, und Hitler hat eine millionenstarke Armee, Tausende von Flugzeugen, Zehntausende von Panzern. Um seinetwillen war eine große Nation bereit, sich sechs Jahre lang zu überarbeiten und dann noch zwei Jahre lang zu kämpfen, während wohl kaum ein Mensch für die dem gesunden Menschenverstand entsprechende, im wesentlichen hedonistische Weltanschauung, die Mr. Wells zur Debatte stellt, einen halben Liter Blut wird vergießen wollen. Bevor man von einer Weherneuerung, oder wenigstens Frieden überhaupt, reden kann, muß man Hitler eliminieren, und dazu müßte man eine Dynamik ins Leben rufen, die zwar nicht notwendigerweise derjenigen der Nazis gleicht, aber den »aufgeklärten« und hedonistischen Leuten wahrscheinlich genauso unannehmbar erscheinen würde. Was hat England im vergangenen Jahr denn auf den Beinen gehalten? Zum Teil, daran besteht kein Zweifel, eine unbestimmte Vorstellung einer besseren Zukunft, hauptsächlich aber die atavistische Regung des Patriotismus, das tief verwurzelte Gefühl aller englischsprachigen Menschen, daß sie Ausländern überlegen seien. Während der letzten zwanzig Jahre war es das Hauptziel der englischen Linksintellektuellen, dieses Gefühl zu brechen, und wenn sie Erfolg gehabt hätten, könnten wir vielleicht in diesem Augenblick patrouillierende SS-Männer in den Londoner Straßen sehen. Ähnlich verhält es sich mit den Russen, denn warum würden sie sonst wie die Tiger gegen die deutsche Invasion kämpfen? Zum Teil vielleicht auf Grund der schwachen Erinnerung an das Ideal eines utopischen Sozialismus, in der Hauptsache aber in der Verteidigung des Heiligen Rußland (der »geheiligten Erde des Vaterlandes« usw.), einem Idol, das Stalin in nur leicht abgeänderter Form wiederbelebt hat. Die Kraft, die in Wirklichkeit die Welt formt, entspringt Emotionen - Rassenstolz, Führerverehrung, religiösem Glauben, Kriegsliebe -, die liberale Intellektuelle mechanisch als

Anachronismen abschreiben und gewöhnlich so total in sich selbst ausgerottet haben, daß sie überhaupt nicht mehr handlungsfähig sind.

Diejenigen Leute, die Hitler als Antichrist oder andererseits als Heiligen Geist bezeichnen, sind der Wahrheit näher als jene Intellektuellen, die seit zehn schrecklichen Jahren daran festhalten, daß er lediglich eine Figur der Komischen Oper sei, die man nicht ernst zu nehmen brauche. Alles, was diese Vorstellung wirklich reflektiert, ist die Geborgenheit der englischen Lebensbedingungen. Der *Left Book Club* war im Grunde ein Produkt von Scotland Yard, so wie die *Peace Pledge Union* eine Schöpfung der britischen Kriegsmarine ist. Eine Entwicklung der letzten zehn Jahre war das Erscheinen des »politischen Buches«, einer Art erweiterten Pamphlets durch Kombination von Geschichte mit politischer Kritik, als einer bedeutenden Literaturgattung. Doch die besten Schriftsteller dieser Richtung -Trotzkij, Rauschning, Arthur Rosenberg, Silone, Borkenau, Koestler und andere - sind in keinem Falle Engländer, und fast alle sind Renegaten der einen oder anderen extremistischen Partei, die den Totalitarismus aus nächster Nähe gesehen und Exil und Verfolgung kennengelernt haben. Nur in den englischsprachigen Ländern galt es bis zum Kriegsausbruch als »modern« zu glauben, daß Hitler ein unbedeutender Wahnwitziger und die deutschen Panzer aus Pappe seien. Mr. Wells, wie man aus den eingangs wiedergegebenen Zitaten sieht, glaubt immer noch irgend etwas dieser Art. Ich nehme an, daß weder die Bombenangriffe noch der deutsche Feldzug in Griechenland seine Ansicht geändert haben. Eine lebenslange Denkgewohnheit steht zwischen ihm und einem Verständnis von Hitlers Macht.

Mr. Wells gehört wie Dickens zu der unmilitärischen Mittelklasse. Geschützdonner und Sporenklirren lassen ihn kalt, das Stocken des Atems beim Vorbeimarsch der ehrwürdigen Flagge ist ihm völlig unbekannt. Er hegt einen

unüberwindlichen Haß gegen die kämpfende, jagende, säbelrasselnde Seite des Lebens, symbolisiert in allen seinen frühen Büchern in einer leidenschaftlichen Propaganda gegen das Pferd. Der Hauptschurke in seinem *Outline of History*¹ ist der militärische Abenteurer, Napoleon. Wenn man die Bücher, die er in den letzten vierzig Jahren geschrieben hat, durchsieht, findet man fast in jedem die gleiche, ständig wiederkehrende Vorstellung: die angenommene Antithese zwischen dem Wissenschaftler, der auf einen geplanten Weltstaat hinarbeitet, und dem Reaktionär, der eine ungeordnete Vergangenheit wiederherzustellen versucht. In Romanen, utopischen Erzählungen, Essays, Filmen, Pamphleten - immer geht es um mehr oder weniger dasselbe. Auf der einen Seite stehen Wissenschaft, Ordnung, Fortschritt, Internationalismus, Flugzeuge, Stahl, Beton, Hygiene - auf der anderen Seite Krieg, Nationalismus, Religion, Monarchie, Bauern, Griechischprofessoren, Dichter und Pferde. Die Geschichte, wie er sie sieht, ist eine Serie von Siegen, die der wissenschaftliche über den romantischen Menschen erringt. Nun, wahrscheinlich hat er recht mit seiner Annahme, daß eine »vernünftige«, geplante Form der Gesellschaft, in der nicht so sehr Medizinmänner als vielmehr Wissenschaftler Kontrollfunktionen ausüben, früher oder später vorherrschen wird; doch das ist etwas ganz anderes als die Annahme, daß sie sozusagen hinter der nächsten Ecke auf uns wartet. Zur Zeit der Russischen Revolution hat einmal eine interessante Kontroverse zwischen Wells und Churchill stattgefunden, die irgendwo auch schriftlich festgehalten ist. Wells beschuldigte Churchill, daß er in Wirklichkeit seine eigene Propaganda gegen die Bolschewiki, sie seien bluttriefende Monster usw., ja gar nicht glaube, sondern lediglich fürchte, sie könnten eine Ära des gesunden Menschenverstandes und der Herrschaft der Wissenschaft einführen, in der Fahنشwenker wie Churchill nichts zu suchen haben würden. Churchills Einschätzung der Bolschewiki

war jedoch wesentlich treffender als die von Wells. Die frühen Bolschewiki mögen Engel oder Teufel gewesen sein, je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie betrachtet, auf keinen Fall aber waren sie vernünftige Leute. Sie führten keine Wells'sche Utopie ein, sondern eine Schreckensherrschaft, die wie das puritanische Regiment Oliver Cromwells eine Militärdespotie war, gewürzt mit Hexenprozessen. Die gleiche Fehlbeurteilung, nur in umgekehrter Form, findet sich wieder in Wells' Haltung gegenüber den Nazis: In Hitler sind sämtliche Kriegsherren und Medizinmänner der Geschichte verkörpert. Deshalb, so argumentiert Wells, ist er eine Absurdität, ein Gespenst aus der Vergangenheit, eine Kreatur, die dazu verdammt ist, fast augenblicklich wieder zu verschwinden. Doch unglücklicherweise lassen sich Wissenschaft und gesunder Menschenverstand nicht einfach gleichsetzen. Das Flugzeug, ursprünglich als zivilisierender Faktor angesehen, aber in der Praxis kaum zu etwas anderem als zum Bombenwerfen benutzt, ist das Symbol für diese Tatsache. Das moderne Deutschland ist viel wissenschaftlicher ausgerichtet als England - und viel barbarischer. Vieles von dem, was Wells sich vorgestellt und wofür er gearbeitet hat, ist im Nazi-Deutschland verkörpert. Die Ordnung, die Planung, die staatliche Förderung der Wissenschaft, der Stahl, der Beton, die Flugzeuge - alles ist da, aber alles im Dienst von Ideen, die der Steinzeit angemessen sind. Die Wissenschaft kämpft auf der Seite des Aberglaubens. Aber offensichtlich ist es für Wells unmöglich, dies zu akzeptieren. Es würde im Widerspruch zu jener Weltanschauung stehen, auf der seine eigenen Werke basieren. Die Kriegsherren und Medizinmänner *müssen* versagen, der dem gesunden Menschenverstand entsprechende Weltstaat, gesehen mit den Augen eines Liberalen des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Herz nicht bei Fanfarenklängen hüpf, *muß* triumphieren. Von Verrat und Defätismus abgesehen, *kann* Hitler keine Gefahr bedeuten. Daß er letzten Endes den Sieg davontragen könnte,

wäre eine unmögliche Umkehrung der Geschichte, gleich einer jakobitischen Restauration.

Aber ist es nicht eine Art Vatemord für einen Menschen meines Alters (achtunddreißig), den Besserwisser gegenüber H. G. Wells herauszukehren? Die denkenden Menschen, die um die Jahrhundertwende zur Welt kamen, sind in gewissem Sinne Wells eigene Geschöpfe. Wieviel Einfluß ein einfacher Schriftsteller und insbesondere ein »volkstümlicher« Schriftsteller hat, dessen Werke eine rasche Wirkung erzielen, ist fraglich; aber ich bezweifle, ob irgend jemand, der zwischen 1900 und 1920 Bücher geschrieben hat - zumindest in englischer Sprache -, die jungen Leute so stark hat beeinflussen können wie Wells. Unser aller Gedankenwelt, und als Folge davon auch unsere Umwelt, wären merklich anders, wenn Wells nicht gelebt hätte. Aber eben dieser zielstrebige Geist, diese nur auf einen Zweck ausgerichtete Vorstellungskraft, die ihn zur Zeit Edwards VII. als erleuchteten Propheten erscheinen ließen, machen ihn heute zu einem oberflächlichen, mangelhaften Denker. In Wells' jungen Jahren war die Antithese zwischen Wissenschaft und Reaktion nicht falsch. Die Gesellschaft wurde von engstirnigen, zutiefst unneugierigen Leuten regiert, raubgierigen Geschäftsleuten, trägen Landjunkern, Bischöfen und Politikern, die wohl Horaz zitieren konnten, aber nie etwas von Algebra gehört hatten. Wissenschaft war leicht anrühlich und religiöser Glaube obligatorisch. Traditionalismus, Dummheit, Hochnäsigkeit, Patriotismus, Aberglaube und Kriegsliebe schienen alle auf einer Seite zu sein; man brauchte dringend jemanden, der den entgegengesetzten Standpunkt darlegen konnte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es für einen Jungen ein wunderbares Erlebnis, H. G. Wells zu entdecken. Da steckte man in einer Welt von Pedanten, Klerikern und Golfnarren, wurde von seinen zukünftigen Arbeitgebern angetrieben, sich anzustrengen oder auszutreten, und von den Eltern sexuell systematisch kaputt gemacht, während

stumpfsinnige Lehrer über ihre abgedroschenen lateinischen Wortspielereien kicherten; und hier war dieser wundervolle Mann, der einem von den Bewohnern der Planeten und vom Meeresboden erzählen konnte und der *wußte*, daß die Zukunft anders werden würde, als die ehrenwerten Leuten sich das vorstellten. Ungefähr ein Jahrzehnt vor der technischen Verwirklichung des Flugzeuges wußte Wells schon, daß der Mensch in kurzer Zeit würde fliegen können. Er wußte das, weil er selbst unbedingt fliegen können wollte und allein deswegen überzeugt war, daß die Forschung vorangetrieben werden würde. Die allgemein verbreitete Ansicht dagegen lautete - selbst noch in meiner Kindheit und nachdem es den Gebrüdern Wright gelungen war, ihre Flugmaschine ganze neunundfünfzig Sekunden vom Boden abzuheben -, wenn Gott uns hätte fliegen lassen wollen, hätte er uns Flügel gegeben. Bis 1914 war Wells im wesentlichen ein wahrer Prophet. Die physikalischen Einzelheiten seiner Visionen der neuen Welt sind in einem erstaunlichen Ausmaß in Erfüllung gegangen.

Aber weil er dem 19. Jahrhundert und einer unmilitärischen Nation und Klasse angehörte, konnte er die ungeheure Stärke der alten Welt, die nach seiner Vorstellung von fuchsjagenden Tories verkörpert wurde, nicht begreifen. Er war und ist immer noch gänzlich unfähig zu verstehen, daß Nationalismus, religiöse Bigotterie und feudale Loyalität weit mächtigere Kräfte sind als das, was er als Vernunft bezeichnen würde. Finstere Geschöpfe aus dem Mittelalter sind in die Gegenwart heraufgezogen, und wenn es Gespenster sind, so jedenfalls solche, die zu bannen es einen starken Zauber braucht. Die Leute, die bislang das Wesen des Faschismus am besten verstanden haben, haben entweder unter ihm gelitten oder haben selbst eine faschistische Ader. Ein ungeschminktes Buch wie etwa *The Iron Heel* (von Jack London, ersch. 1907), geschrieben vor fast dreißig Jahren, prophezeit ein wahrheitsgetreueres Bild der Zukunft als zum Beispiel *Brave New World* (*Schöne neue*

Welt von Aldous Huxley, ersch. 1932) oder *The Shape of Things to come* (von H. G. Wells, ersch. 1933). Wenn man unter Wells' Zeitgenossen einen Schriftsteller zu wählen hätte, den man ihm als Korrektiv gegenüberstellen könnte, möchte man Kipling herausgreifen, der gegen die schlimmen Einflüsterungen von Macht und militärischer Gloria nicht taub war. Kipling hätte die Anziehungskraft von Hitler oder auch von Stalin verstanden, wie auch immer seine Einstellung zu ihnen hätte sein mögen. Wells ist zu vernunftgläubig, um die moderne Welt verstehen zu können. Die Folge von Romanen für die untere Mittelklasse, die seine größte Leistung sind, hörte unvermittelt während des Ersten Weltkrieges auf und kam nie wieder richtig in Gang, und seit 1920 hat er seine Talente in papiernen Drachenkämpfen verschwendet. Aber letzten Endes ist es schon sehr viel, wenn man überhaupt Talente zum Verschwenden hat.

Horizon, August 1941